

WESTFALENHÜTTE



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG Dortmund
10. Jahrgang - Nr. 7 - Juli 1958

Unsere Bilder:

Titelbild: Der Schweißer

2. Umschlagseite: Erntezeit

Aus dem Inhalt:

Durch Dreinreden wird vieles
verdorben
Jeder Schritt ein Schritt nach oben
Zur Lage bei Eisen und Stahl
Giganten der Technik
Umwandlung von Wärme
Der Angestellte in der heutigen Zeit
In der guten alten Zeit
50 Jahre
Verdienstvolle Mitarbeiter
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Unser Briefkasten
Das interessiert die Frau
Etwas Handarbeit
Unsere Mode
Müttererholung
Die jungen Ehemänner
Westfälische Wasserburgen
Brautgeschenke
Unsere offene Tür
Schutzhelme als Lebensretter
Das neue Ruhrfestspielhaus
„Ruhrstahl“
Dunkle Flecken auf weißer Weste
Nur die Maschine?
Es kommt darauf an
Verkehrssünden
Sauna
Erste Hilfe
Etwas über den Quark
Für unsere Fotofreunde
Kurden, Tempel und Moscheen
Rätsel
Humor
Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Chefredakteur: Johannes Hoischen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 20 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.
Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen





Das gilt nicht nur für den Skat, den man hier zu viert drischt und in den sich der „Kiebitz“ mit hochnäsiger Miene hineinmischt. Da mag man ihm die Karten um die Ohren schlagen.

Das gilt auch bei der Arbeit, wo auch immer sie getan wird. Da stehen dann diese Nörgler und Besserwisser, breitbeinig und großkotzig, und vermiesen die Arbeit der anderen.

Das hat nichts mit einem guten Ratschlag zu tun, den man beispielsweise als Älterer und Erfahrenerer dem Jüngeren, dem Neuling und Ungeübten gibt. Jeder wäre schön dumm, einen guten Ratschlag abzulehnen und sich mehr und länger zu quälen, als er bei Befolgen eines guten Rates und Vorschlages brauchen würde.

Ein guter Kollege ist stets willkommen — den Dreinreder und „Besserwisser“ soll der Kuckuck holen! Er stiehlt die Arbeitszeit und Arbeitsfreude.



Jeder Schritt - ein Schritt nach oben

Erfolgreiche Männer machen es sich nicht leicht. Sie arbeiten hart, um ihre Pläne zu verwirklichen. Der Ziellose überläßt sein Glück meist dem Zufall, anstatt die Grundlagen des Erfolges systematisch zu studieren. *Was macht einen Mann erfolgreich? Die Antwort lautet: Arbeit — mehr leisten, als verlangt wird.* Zu Gutenbergs Zeiten waren Bücher nur einer bevorzugten Minderheit zugänglich. Heute sind Volkshochschulen, Fortbildungskurse und Fachliteratur für alle erreichbar. Im Gegensatz zu totalitären Staaten entscheidet bei uns nicht das Parteibuch, sondern Fleiß und Tüchtigkeit, ob man vorwärtskommt. Fachleute sind gesucht! Während automatisch gesteuerte Maschinen dem Menschen immer mehr Arbeitsvorgänge abnehmen, brauchen wir Meister, Techniker, Ingenieure, die die Automation in den Griff bekommen. Wissen ist Macht! Heute mehr denn je.

Keiner kann auf allen Gebieten ein Meister sein. Spezialisierung ist notwendig. Fast alle bedeutenden Männer der Technik und Wissenschaft sind Spezialisten. Ihr Können hebt sie aus der Masse heraus. Das ist das große Geheimnis ihres Aufstiegs. *Im Leben zählt das, was man kann, und nicht das, was man nicht kann!* Ein Arbeitsgebiet gründlich zu beherrschen, mehr darüber zu wissen als andere, öffnet uns den Weg zum Erfolg.

Der beste Fachmann hat die größten Chancen!

Zur Lage bei Eisen und Stahl

Die Konjunkturlage, die Produktions- und Absatzmöglichkeiten, die Zukunftsaussichten der Eisen- und Stahlindustrie bestimmen unseren Arbeitsplatz und unsere Existenz. Zu allen diesen Fragen erklärte Dr. Sohl als Vorsitzender der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl:

Keine krisenhafte Entwicklung

Die Auftragseingänge unserer Werke aus dem Inland stagnieren seit einigen Monaten auf einem Niveau, das etwa 13% unter dem der entsprechenden Vorjahreszeit liegt; und das, obgleich der Stahlverbrauch insgesamt noch höher ist als im Vorjahr. Ob die leichte Besserung der Inlandsbestellungen im Mai mehr als nur saisonale Ursachen hat, läßt sich noch nicht übersehen. Auf den Exportmärkten ist im letzten Halbjahr ein fühlbarer, jetzt offenbar zum Stillstand gekommener Preisverfall eingetreten, der die Erlöse erheblich verschlechtert hat.

Wir stellen uns auf diese Schwierigkeiten ein, haben jedoch, aufs Ganze gesehen, keinen Anlaß, von einer krisenhaften Entwicklung zu sprechen. Die Geschäftslage ist natürlich bei den verschiedenen Werken und Erzeugnissen nicht einheitlich. Bei vielen Werken sind doch empfindliche Produktionseinbußen zu verzeichnen, wenn auch insgesamt die Erzeugung von Rohstahl noch bei etwa 80 v. H. des bisherigen Höchststandes liegt.

Es ist wohl keine Überraschung, daß die stürmische Expansion, in deren Verlauf die Stahlerzeugung bei uns in einzelnen Jahren um mehr als 20 v. H. zunahm, einer ruhigeren Entwicklung Platz macht. Das sehen wir bereits seit einiger Zeit. So verminderte sich die Zuwachsrate der Stahlerzeugung, die 1955 noch bei 22% lag, 1956 schon auf 9%, im vergangenen Jahr weiter auf 6%.

Der Wiederaufbau ist in den meisten Bereichen im wesentlichen abgeschlossen. Das jährliche Wachstum unserer Wirtschaft sinkt nun wieder auf die Rate, die für einen längeren Zeitraum als normal angesehen werden muß. Die Amerikaner rechnen auf lange Sicht bekanntlich mit einem jährlichen Zuwachs des Sozialprodukts von 3%. Auf eine ähnliche Entwicklung sollten auch wir uns einstellen.

Beeinträchtigung der Ertragslage

Dieser Ausblick in eine etwas weitere Zukunft hilft uns bei den gegenwärtigen Schwierigkeiten natürlich noch nicht viel weiter. Der Rückgang der Rohstahlproduktion führt zu einer fühlbaren Beeinträchtigung der Ertragslage unserer Hüttenwerke. Die Ertragslage wird ja im wesentlichen von der Auslastung der Walzanlagen bestimmt, die aus Marktgründen breiter als die Stahlbasis ausgelegt sein müssen und deren Kapazitätsausnutzung daher gegenwärtig zum Teil noch erheblich geringer ist als die der Hochöfen und Stahlwerke.

Die Auswirkungen unserer derzeitigen Absatzschwierigkeiten bleiben keineswegs auf die Stahlindustrie beschränkt. Bereits heute schwächen sie den ohnehin gefährdeten Absatz unserer heimischen Steinkohlenförderung. Auch die Beschäftigung bei Eisenbahn und Schifffahrt ist in Mitleidenschaft gezogen.

Klare Kohlepolitik erforderlich

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang einige Worte zur Lage des deutschen Steinkohlenbergbaus sagen. Er ist bekanntlich eine wesentliche Standortgrundlage unserer Stahlerzeugung und wird es auch bleiben. Deshalb müssen wir alles Interesse daran haben, den deutschen Bergbau gesund zu erhalten. Seine Schwierigkeiten sind noch erheblich größer als die unseren, zumal sie zum Teil strukturell bedingt sind. Jahrzehntelang ist ihm bis in die jüngste Zeit hinein mit politischen Argumenten eine Preis- und damit eine Investitionspolitik verwehrt worden, die auch nur in etwa den wirtschaftlichen Erfordernissen entsprochen hätte.

Daher meinen wir, der Bergbau könne dafür erwarten, daß er nun nicht plötzlich dem vollen Wettbewerbsdruck ausländischer Kohle und anderer Energieträger ausgesetzt wird, sondern daß er davor bewahrt wird, die volle Last der Spitzenschwankungen unseres Brennstoff- und Energiebedarfs auffangen zu müssen. Die westdeutsche Wirtschaft kann es sich einfach nicht leisten, Bergbaubetriebe, die sie als Träger der Grundlast ihrer Energieversorgung braucht, in ihrem Bestand gefährden zu lassen. Eine Kohlepolitik, die unseren Bergbau gesund und leistungsfähig erhält, muß nicht nur im Interesse des Bergbaus selbst, sondern gerade auch der Verbraucher nachdrücklich gefordert werden.

Stahlmarktfaute bald überwunden

Der inländische Stahlverbrauch ist bis in die jüngste Zeit hinein gestiegen und auch gegenwärtig insgesamt noch etwas höher als im Vorjahr. Wenn dennoch die Inlandsnachfrage nach Walzstahl rückläufig ist, so haben dazu — soweit wir sehen — im wesentlichen die auf einen Abbau der Lager gerichteten Dispositionen unserer Abnehmer beigetragen.

Ich sage wohl kaum etwas Neues mit der Feststellung, daß die Stahlpreise in der Vergangenheit niedriger waren, als der Marktlage und auch der Kostenentwicklung entsprach. Das wußten unsere Kunden auch. So hatten sie nicht zuletzt in Erwartung einer Preissteigerung ihre Lager über das produktionsbedingte Maß hinaus aufgestockt.

Außerdem lassen die teilweise erheblich verkürzten Lieferfristen unseren Abnehmern ihre bisherigen Lagervorräte als zu hoch erscheinen. Daher fallen für eine Übergangszeit die entsprechenden Auftragsgänge aus.

Die Tatsache, daß also die gegenwärtige Marktlage nicht sosehr vom Verbrauch, sondern vielmehr von Lagerdispositionen bestimmt ist, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß sie in einiger Zeit überwunden sein wird.

Ausland beliefert unser Inland

Natürlich werden unsere Absatzmöglichkeiten nicht nur von dem deutschen Bedarf, sondern von der Marktlage im gesamten Montanunionsbereich beeinflußt. Es ist schwer vorauszusagen, welche Einwirkungen sich hieraus auf unser Produktionsniveau ergeben werden. Bisher haben sich diese Einflüsse noch nicht allzu stark ausgewirkt. Immerhin liegen die diesjährigen Lieferungen aus anderen Montanunionsländern um einiges höher als 1957, während die Inlandsabrufe bei uns nicht unerheblich zurückgegangen sind. Dadurch erhöht sich der Anteil des Auslandes an der Befriedigung der inländischen Nachfrage. Diese Entwicklung muß bei der gegenwärtigen Geschäftslage von unseren Werken aufmerksam beobachtet werden.

Stahlindustrie muß krisenfest sein

Unsere Industrie ist gewohnt, auf die gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge Rücksicht zu nehmen. Das versteht sich eigentlich von selbst für einen Wirtschaftszweig, der als Auftraggeber und Lieferant, als Arbeitgeber und nicht zuletzt auch als Steuerzahler für unsere gesamte Volkswirtschaft eine so bedeutende Rolle spielt, und der darüber hinaus in besonderem Maße in eine internationale Zusammenarbeit hineingestellt ist. Doch wenn wir unsererseits bei allen Überlegungen und Maßnahmen nicht allein von den engeren Interessen unserer eigenen Industrie ausgehen, so sollte es andererseits doch wohl auch ein gesamtwirtschaftliches Anliegen sein, die Stahlindustrie leistungsfähig und krisenfest zu erhalten.

Sie wissen, wie lange die letzte Preiserhöhung unserer Werke erörtert wurde, bis sie dann endlich in maßvollen Grenzen im November vorigen Jahres erfolgen konnte. In der damaligen Diskussion wurden mannigfache Einflüsse wirksam; nicht zuletzt auch solche, die dem marktwirtschaftlichen System an sich fremd sind. Wenn eine Kritik an der letzten Preiserhöhung berechtigt ist, dann unseres Erachtens nur die, daß sie zu spät gekommen ist. Es wäre unter marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten ohne jeden Zweifel richtiger gewesen, wenn wir die Preise in der Hochkonjunktur hätten korrigieren können.

Unsere Preispolitik

Für unsere Preispolitik gibt es nur zwei Alternativen. Entweder passen wir uns den jeweiligen Marktschwankungen voll und ganz an, oder wir bemühen uns, die Preise möglichst stabil zu halten. Nicht zuletzt im Interesse unserer Kunden folgen wir seit langem — auch in Zeiten lebhafter Nachfrage — weitgehend dem Grundsatz der Preisstabilität. Damit haben wir zugleich einem dringenden Anliegen der Bundesregierung Rechnung getragen. Angesichts dessen wäre es aber doch wohl unbillig, heute von uns zu erwarten, daß wir diesen Grundsatz aufgeben. Denn man kann ja nicht zwischen diesen beiden Alternativen „Marktpreise“ und „Preisstabilität“ — je nach der Konjunkturlage — beliebig wechseln.

Gerade aber, wenn wir uns zum Grundsatz der Preisstabilität bekennen, können wir unsere Preispolitik langfristig nicht aufbauen auf einer hundertprozentigen Auslastung der Anlagen und auf hohen Exporterlösen, die einen Ausgleich für unzureichende Inlandspreise bieten. Das wird durch die jüngste Entwicklung nachdrücklich bestätigt. Jedenfalls hat sich die Ertragslage unserer Werke auch nach der letzten Preiserhöhung ebensowenig verbessert wie nach der vorhergehenden.

Keine Einflußnahme der Regierungen?

Nun hat die Hohe Behörde in ihrem Bericht zur Stahlwirtschaftspolitik erneut herausgestellt, daß sie die Einflußnahme nationaler Regierungen auf die Kohle- und Stahlpreise für unzulässig und bedenklich hält. Wir stimmen dem im Grundsatz wohl zu. Doch sind wir der Meinung, daß — solange die wirtschaftliche Integration nicht weiter fortgeschritten ist — auch die nationalen Regierungen ein berechtigtes Interesse an der Preisgestaltung für diese Grundstoffe haben. Daher sind wir von uns aus — ohne jede rechtliche Verpflichtung — vor Preiskorrekturen regelmäßig in Gespräche mit der Bundesregierung eingetreten, bei denen schließlich, ebenso wie mit unseren Abnehmern, stets eine Übereinstimmung erzielt worden ist, die allerdings unseren Wünschen in der Regel nicht voll gerecht wurde.

An der untersten Preisgrenze

Abschließend möchte ich zur Preispolitik unserer Industrie noch eines sagen: Auch nach der wiederholten Senkung der belgischen und italienischen Preise liegen wir immer noch an der untersten Grenze des Preisniveaus der Montanunion. Wenn man von Flachstählen absieht, bei denen bekanntlich besondere Verhältnisse vorliegen, sind die Walzstahlpreise in England und in den Vereinigten Staaten ebenfalls durchweg nicht niedriger, sondern höher als die deutschen.

Auch im nationalen Preisvergleich fällt der deutsche Stahlpreis keineswegs aus dem Rahmen. Sein Index ist seit Freigabe der Stahlpreise, d. h. seit Anfang 1953, um 10% gestiegen, also weniger als zum Beispiel der Preisindex des Maschinenbaus und weit weniger als etwa die Preise des Bergbaus und der Bauwirtschaft. Ganz zu schweigen von den Stahlarbeiterlöhnen, die in der gleichen Zeit sogar um 42% gestiegen sind. Wir dürfen daher für uns in Anspruch nehmen, seit Jahren eine maßvolle Preispolitik betrieben zu haben, bei der wir auch gesamtwirtschaftlich gedacht und gehandelt haben. Wir sind aber schließlich ja Kaufleute und haben deshalb nicht zuletzt die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß sich das in unseren Unternehmen investierte Kapital so gut wie möglich verzinst und daß unsere Werke auch künftigen Aufgaben gewachsen bleiben.

Wir müssen investieren

Gerade in der gegenwärtigen Lage halten wir die Aufrechterhaltung und Förderung eines günstigen Investitionsklimas gesamtwirtschaftlich für unbedingt notwendig. Dabei spielt eine entscheidende Rolle, welche Investitionspolitik die Eisen- und Stahlindustrie selbst verfolgt. Würde sie ihre Investitionen einschränken, so müßten nicht nur die Stahlarbeiter

ähnliche Maßnahmen ergreifen, darüber hinaus würde vielmehr auch das gesamte Investitionsvolumen und damit das volkswirtschaftliche Wachstum weiter beeinträchtigt.

Deshalb sollte ebenso wie wir auch die übrige Wirtschaft und erst recht die öffentliche Hand ihre Investitionen wenigstens im bisherigen Umfang fortführen. Es hat sich in vergangenen Zeiten immer gerächt, wenn die öffentliche Hand durch ihre Investitionspolitik Konjunkturausschläge nach oben oder unten verstärkt hat. Wir haben keinen Zweifel, daß unsere Bundesregierung andere Wege geht und von den konjunkturregelnden Möglichkeiten, über die sie verfügt, zur rechten Zeit den rechten Gebrauch machen wird. Immerhin hören wir nicht ohne Sorge, daß sich die Bundesbahn statt der ursprünglich erwarteten Steigerung ihrer Investitionen zu einer unter Umständen erheblichen Kürzung veranlaßt sehen kann. Wir möchten uns nicht in die hierüber schwebenden Finanzierungsverhandlungen einmischen, hoffen jedoch zuversichtlich, daß noch Wege gefunden werden, um diesen gesamtwirtschaftlich beträchtlichen Ausfall nicht Wirklichkeit werden zu lassen. Denn wir meinen, daß die öffentliche Hand gerade hier, wo der Investitionsbedarf unbestritten ist, die Möglichkeit nutzen sollte, partiellen Konjunkturschwankungen entgegenzutreten. Damit würde sie auch ihre Bemühungen, dem Bergbau zu helfen und die Zahl der Feierschichten einzuschränken, unmittelbar und wirkungsvoll fördern.

Das Wohl der Mitarbeiter

Dem vollen Einsatz unserer Mitarbeiter ist es wesentlich zu danken, daß der Wiederaufbau unserer Werke in wenigen Jahren erfolgreich durchgeführt werden konnte. Wir haben deshalb eine besondere Verpflichtung überall dort, wo es um das Wohl unserer Belegschaften geht. Die hier liegenden Aufgaben können wir natürlich nur in Einklang mit der Verantwortung erfüllen, die wir gegenüber der Gesamtwirtschaft tragen. Dies gilt nicht zuletzt auch für die Frage der Stahlarbeiterlöhne.

Gerade die Tatsache, daß unsere Industrie nicht so lohnintensiv ist wie andere, zwingt uns zu besonderer Rücksichtnahme auf unsere Nachbarindustrien, besonders den Bergbau und auch die Eisenverarbeitung. Nicht zuletzt hieraus erklärt sich unsere Haltung bei den jüngsten Lohnverhandlungen, die ja so stark im Brennpunkt des allgemeinen Interesses gestanden haben. Wir freuen uns, daß im letzten Augenblick noch eine Einigung erzielt und damit ein Stahlarbeiterstreik abgewendet werden konnte. Ich habe zu diesem Thema bereits bei anderer Gelegenheit einige Ausführungen gemacht und damals gesagt, daß man abgeschlossene Debatten auch wirklich als abgeschlossen ansehen sollte. Daran möchte ich auch heute festhalten und mich lediglich auf ein paar Bemerkungen beschränken, die einem besseren gegenseitigen Verständnis in der Zukunft zugute kommen sollen.

Gute Zusammenarbeit

Die Öffentlichkeit hat vielleicht durch den Lohnkonflikt den Eindruck erhalten, als ob das Verhältnis der Sozialpartner von derartigen Auseinandersetzungen beherrscht sei. Das ist indessen keineswegs der Fall. Beide Sozialpartner arbeiten im Alltag des Betriebs-

lebens an unseren vielfältigen Aufgaben sachlich und eng zusammen, ohne daß von manchen Erfolgen dieser gemeinsamen Arbeit in der Öffentlichkeit viel Aufhebens gemacht wird.

Gerade in unserem Wirtschaftszweig ist auf sozialem Gebiet freiwillig besonders viel getan worden. Diese Leistungen bei offiziellen Tarifverhandlungen nicht zu berücksichtigen, heißt aber sie gefährden —, und das, meine ich, würde sicherlich nicht im Interesse unserer Belegschaften liegen.

Beide Tarifpartner dürften inzwischen wohl erkannt haben, daß nach den Erfahrungen des jüngsten Lohnkonflikts neue Verhandlungsmethoden gefunden werden müssen, wenn man die Autonomie der Tarifpartner ohne staatliche Einflußnahme erhalten will. Zu einem Gespräch hierüber mit den zuständigen Gewerkschaften sind wir und unsere Nachbarindustrien nach wie vor bereit.

Möglichst keine Entlassungen

Wir haben wiederholt bewiesen, daß uns die Erhaltung der Arbeitsplätze im Interesse unserer Belegschaften ein besonderes Anliegen ist. Wenn die Produktion zurückgeht, wird Arbeitskraft entbehrlich. Die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie hat aus der Marktentwicklung die Konsequenz gezogen und seit Oktober 1956 140 000 Stahlarbeiter, das ist ein Viertel ihrer Arbeiterbelegschaft, entlassen. Wir haben uns demgegenüber bisher bemüht, zunächst keine Entlassungen vorzunehmen.

Wir müssen Wohnungen bauen

Zu den besonders wichtigen sozialen Aufgaben, die wir unabhängig von Konjunkturschwankungen lösen müssen, gehört nach wie vor der Wohnungsbau für unsere Belegschaften. Wir haben im vergangenen Jahr rund 6000 Stahlarbeiterwohnungen neu erstellt. Es verbleibt aber immer noch ein Fehlbedarf von etwa 37 000 Wohnungseinheiten. Wir hoffen, daß die Bundesregierung die Hilfe auch weiterhin gewährt, die sie dem Arbeiterwohnungsbau in steuerlicher Hinsicht bisher angedeihen ließ.

Berufsausbildung

Von unseren vielfältigen sonstigen Aufgaben im sozialen Bereich möchte ich hier nur noch erwähnen: die Berufsausbildung des jugendlichen Nachwuchses wie auch die Fortbildung der Erwachsenen zu Fach- und Führungskräften, die wir neuerdings auch im Hinblick auf die neuen Anforderungen im Rahmen des Gemeinsamen Europäischen Marktes durch geeignete Maßnahmen fördern.

Interzonenhandel

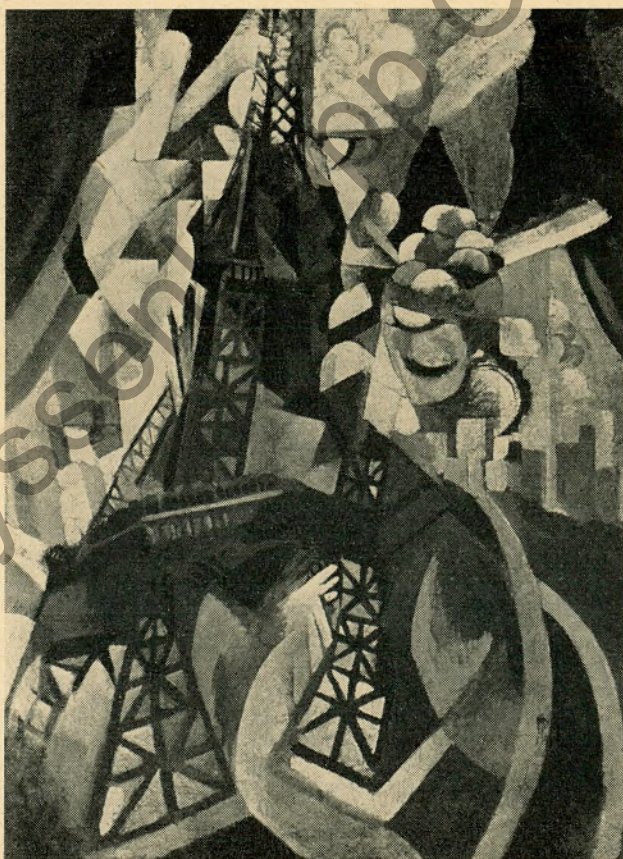
Wir wollen eine Frage nicht vergessen, die uns besonders am Herzen liegt: Das ist der Interzonenhandel. Ich brauche wohl nicht zu versichern, wie schmerzlich wir an dem Geschick der Menschen Mitteldeutschlands Anteil nehmen. Um so mehr müssen wir alles tun, die geistigen Brücken und auch die wirtschaftliche Verflechtung nach Möglichkeit zu erhalten und zu vertiefen, um damit die Wiedervereinigung zu erleichtern. Der Interzonenhandel kann nur ein unzureichender Ersatz für den freien Warenfluß sein, den die vier Besatzungsmächte im Jahre 1945 garantiert hatten. Was immer wir tun können, um diesen Austausch zu fördern, das soll geschehen.



Abb. 1 Picasso: Die Fabrik, 1909

giganten der technik

Abb. 2 Delaunay: Eiffelturm, 1914



Die moderne Kunst, auf „Reinheit“ und „Totalität“ zielend, stößt aus ihrem Bereich alle (von dieser Warte aus) unkünstlerischen Elemente aus und erlangt in der nur auf Form- und Farbkomposition beruhenden Erscheinung der abstrakten Kunst ihren absoluten Höhepunkt. Alles, was bis dahin wesentliches Element jeder Malerei, Architektur und Plastik gewesen ist, nämlich die Religion, der Mensch, das Sinnbild und auch der einzelne Gegenstand in seiner künstlerisch umgeformten, aber doch natürlichen Erscheinung, wird bewußt beiseite gestoßen und als außerkünstlerisch verdammt. In konsequenter Durchführung dieser Ideen, die nun, an ihrem Ende angelangt, historisch überschaubar sind, erwächst innerhalb der Kunst eine unendliche Verarmung. Zugleich entsteht ein Vakuum, in das in breiter Front die zur Vollkommenheit gelangte Technik einströmt. Die Technik erhält das Ansehen und die Bedeutung des Perfekten, wird Vorbild und Beispiel und läßt den bis dahin als Maß geltenden Menschen zu einem bedeutungslosen Nichts zusammenschrumpfen. Das gilt sowohl im rein äußerlichen Größenverhältnis als auch im inneren Bedeutungsgehalt.

In der absoluten Kunst

Dieser Wandel setzt bereits ein mit der französischen Revolutionsarchitektur am Ende des 18. Jahrhunderts, findet aber seinen extremen Höhepunkt erst in der „absoluten“ Kunst der jüngsten Vergangenheit und unserer Tage. Die dem technischen Bereich entlehnte geometrische Form — das Rechteck, das Quadrat, die Ellipse und die Kugel — wird als „vorbildliches“ Muster in die Kunst übernommen und nachgestaltet.

Schon in der Frühphase und in gewissen Vorformen dieser modernen Gegenstandslosigkeit, in einer Kunstepoche, in der das Gegenständliche noch als Grundlage und Ausgangspunkt künstlerischen Willens diente, kommt es zu einer sich weit vom naturalistischen Vorbild entfernenden Umwertung des optisch Wahrnehmbaren und einer Gleichsetzung aller von der Natur und vom Menschen geschaffenen Formwelt. Alle bildhaften Eindrücke unserer Umwelt werden in kubische (kubistische) Einzelteile zerlegt und dann wie zu einem Mosaik zusammengesetzt. Wie sehr in dieser Abstraktion bereits die Vorformen eines reinen Formsehens beinhaltet sind, zeigt (Abb. 1) ein Frühwerk von Picasso „Die Fabrik“ (Horta di Ebro, 1909). Bäume und Architektur — aber auch der Himmel und das Licht und der Schatten — sind dem gleichen und unterschiedslosen Schematismus des Kubismus unterworfen, dem technische Formen Pate standen. Schon von hierher wird also kein Unterschied mehr gemacht zwischen Natur und technischen Gebilden; beide sind gleichwertig nebeneinander gesetzt, beide sind überdeckt und eingeeignet in eine Formwelt, die einem mathematischen oder technischen Bereich näher und verwandter ist als dem natürlichen oder

menschlischen. Der rein gegenständliche Vorwurf des Gemäldes — nämlich eine Fabrik in südlicher Landschaft — ist, gemessen an den Giganten moderner Industriedarstellungen, noch klein und harmlos. Die Häuser und der Kamin stehen durchaus in einem harmonischen und nicht einseitig überbewerteten Verhältnis zu den Palmen des Hintergrundes. Mit anderen Worten: Innerhalb dieses Landschaftsausschnittes herrscht vom Motiv her das Technische nicht.

Im Grunde der gleichen kubistischen Kunstrichtung angehörend, schlägt Delaunay in seinem Gemälde „Eiffelturm“ von 1914 (Abb. 2) einen ganz anderen Ton an und zerreißt mit einem Ruck den Schleier der scheinbaren Harmlosigkeit. Steil aufgetürmt aus Stahl- und Eisenrahmen dringt das (bei seiner Erbauung 1889 wie ein technisches Wunder angestaunte) Monument der neuen Materialmöglichkeiten von der untersten Bildkante bis über den oberen Rahmenabschluß hinaus und verkörpert in dieser bewußten Überschneidung die unendliche Höhe eines wahrhaftigen Giganten. Höher noch als die im Bild gegebenen Wolkenpartien, weist der Turm in Bereiche, die die mittelalterlichen Kathedralen mit ihrem ganz anderen Sinngehalt erstrebten. Hier ist keine Weihe oder Bezogenheit auf das Jenseitige gemeint, sondern einzig die Verherrlichung des nackten Zeichens technischer Perfektion im Zeitalter des in seinen ungeheuren Möglichkeiten erschlossenen Stahls. Aber noch ein Weiteres zeigt uns Delaunay: Im Schwanken und Tummeln der einzelnen Stahlgerüste — ausgedrückt in kubistischer Formensprache — weist der Künstler auf das Unstatische und damit Fragwürdige dieses technischen Wundergebildes.

Technik und Schicksal der Kunst

Giganten zu schaffen aus bloßem Stolz an neuen technischen Möglichkeiten, Monumente zu bauen zur puren Materialverherrlichung — das hatte es bis dahin nicht gegeben. Immer war Kunst ein anderer Sinn unterlegt worden, immer war sie Ausdruck von etwas und Bedeutung für etwas. Hier im Eiffelturm fallen Bedeutung und Material zusammen; sie sind identisch! Hierin ist eine Bewunderung der Technik durch die Kunst abzulesen, wie sie nicht deutlicher festzustellen wäre. Ganz im Banne der technischen Möglichkeiten, sucht die Kunst ihre Erfüllung in einem Gebiet, von dessen Geist sie in weiten Bereichen völlig beherrscht wird. Die Technik wird gleichsam zum Schicksal der Kunst! In der Totalität des Technischen aber liegt zugleich die Forderung an die Kunst, ihr eigenes Wesen zu verleugnen und aufzugeben. Bei der Auseinandersetzung mit Technischem läßt sich die Kunst unterdrücken, ja man darf sagen, sie opfert freiwillig ihr höheres Wesen — fasziniert vom Dynamischen, Mechanischen, Gigantischen des industriellen Zeitalters.

So kann es denn auch sein, daß das einzelne und an sich kleine technische Glied

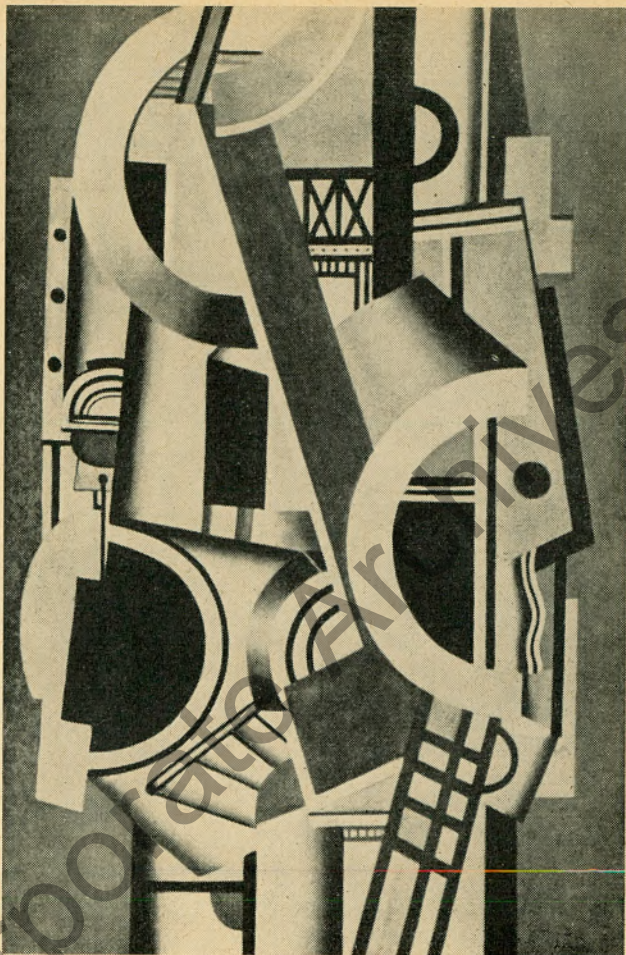


Abb. 3 Léger: Mechanische Elemente

Abb. 4 Le Corbusier: Gerichtsgebäude

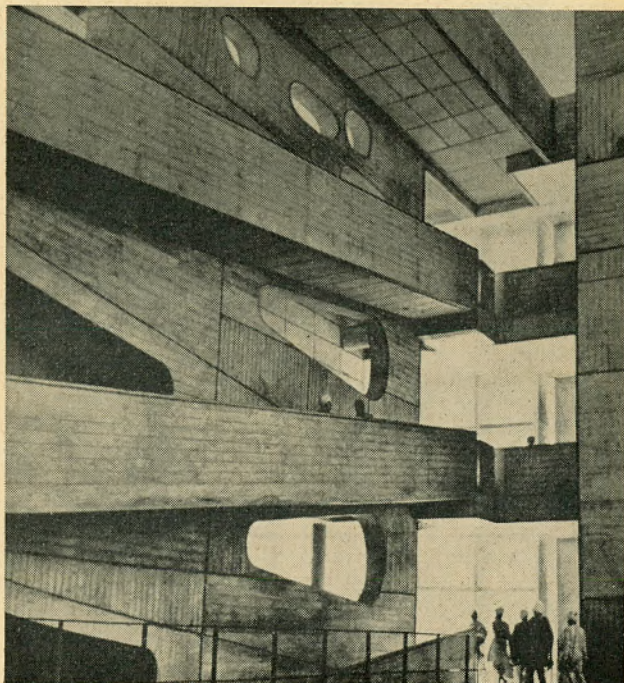
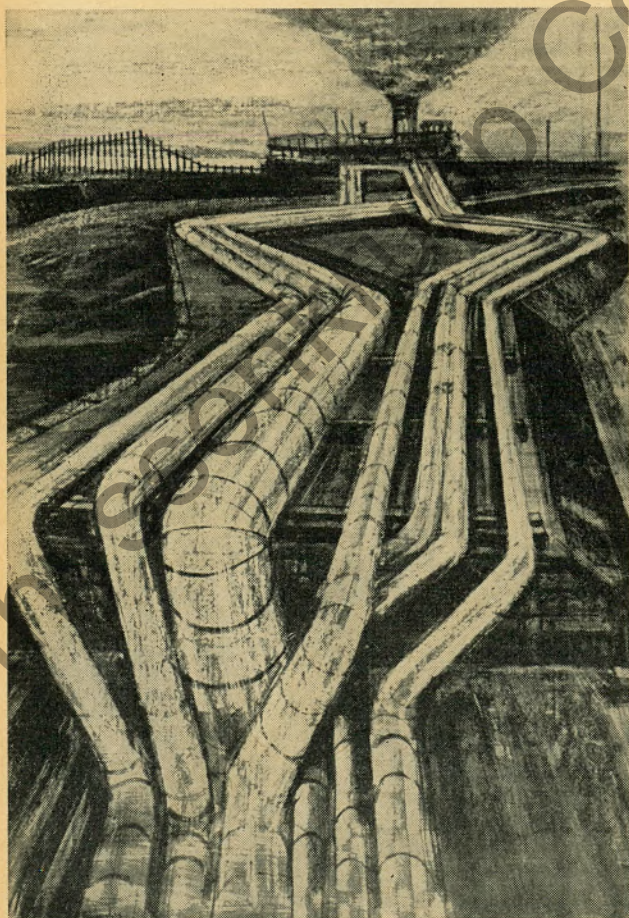




Abb. 5. Rudolf Schlichter: Verdächtige Zeichen

Abb. 6. T. W. Ward: Über dem Morast, 1954



— das Detail einer Maschine, der Kolben eines Motors — künstlerischer Vorwurf der Malerei wird. Über seine unbedeutende Wichtigkeit, erhoben und gesehen mit den Augen des Künstlers, wächst dieses Stückchen Technik zu einer gigantischen Vision des Starken, Treibenden, Bewegten empor. Vor allem die moderne amerikanische Kunst liefert Beispiele für die Verherrlichung der Maschine. Da kann die künstlerische Abstraktion eines Zylinderquerschnittes mit Kolben — so ein Gemälde von Schamberg von 1916 in der Yale University Art Gallery — ausreichen, das Wesen des Technischen bildhaft darzustellen. Oder ein Gemälde von Ferdinand Leger, „Mechanische Elemente“ (Abb. 3), zeigt wie eine Musterkarte Stahlformen und Maschinenteile unserer technischen Welt. In ihren Einzelformen und ihrer jeweiligen Funktion kaum noch durchschaubar, kalt und hart ineinanderkomponiert, ineinanderverschränkt, erscheinen sie wie ein einziges und völlig neuartiges Gebilde, das mit der menschlichen und natürlichen Welt nichts mehr gemein hat. Thematischer Vorwurf und kompositioneller Bildaufbau stehen — völlig traditionslos der Kunst gegenüber — der technischen Welt näher als irgendeiner anderen. Mächtig und schwer im Detail, bewegt und voller Potenz in ihrer Verbindung, ist aus den im einzelnen sinnlosen Formen eine Art von technischem Ornament geworden.

Anbetung der Maschine

Dieser Einbruch des Technischen in die Kunst mit der gigantischen Übersteigerung — sowohl des an sich schon großen, aber auch des winzigen Details —, der Anbetung der Maschine und Umserzung ins Maschinell-Funktionalistische überhaupt, selbst was die Komposition, die Farbe und Einzelform betrifft, ist wie in der Malerei auch in der Architektur zu beobachten. Schon am Beispiel des Eiffelturmes erkannten wir das Phänomen der Anbetung neuer Materialmöglichkeiten. Und dies ist die erste Stufe der Beherrschung künstlerischen Wollens durch die Technik. Zunächst liegt auf der Hand, daß durch die Entwicklung der Stahl-, Beton- und Glasbauweise der Architektur ganz neue Bereiche erschlossen werden und riesige Ausweitungen des Baukörpers durchführbar sind. Diese neuen Werkstoffe des 20. Jahrhunderts, bis dahin unbekannt oder nur von untergeordneter Bedeutung, machen Konstruktionsverfahren möglich, die die unendlichen Bemühungen mittelalterlicher Kathedralenarchitektur vom Technischen her wie Kindereien erscheinen lassen. Größte Höhen und weiteste Spannungen lassen sich aus einem Stück, aus einem Guß routinemäßig unschwer herstellen. Die Höhe solcher Bauten und die Geschwindigkeit, mit der sie errichtet werden, grenzen ans Unwahrscheinliche.

Aber dieses von der Technik entwickelte und gelieferte Material, an sich schon auch den künstlerischen Charakter einer modernen Architektur wesentlich bestimmend,

wird nicht wie ein notwendiges (und durch Rentabilität, Stabilität usw. begründetes) Übel verarbeitet und künstlerisch umgewandelt, sondern bewußt in seiner Materialgerechtigkeit anerkannt und durch künstlerische Mittel in seinem technischen Charakter betont. Den Einflüssen der Technik weit geöffnet und ihr völlig unterworfen, stehen die modernen Giganten der Architektur ganz im Zeichen ihrer Materiallieferanten. Le Corbusier prägt den Begriff „Wohnmaschine“. Und in der Tat macht ein modernes Haus, mit seinen Fahrstühlen, Heizanlagen, den Laboratoriumshaften Küchen- und Badeeinrichtungen, den Chrom- und Nickelbeschlägen, mehr den Eindruck einer gigantischen Maschine oder eines Kraftwerkes als den eines Wohnhauses. Wesentliche Elemente der traditionellen Bauweise — z. B. das Lasten und Tragen der einzelnen Glieder — werden bewußt ignoriert und verschleiert. Statt dessen sind die Baukörper wie Maschinenteile ineinandergefügt, und nicht von ungefähr verspürt man in dem abgebildeten Gerichtsgebäude von Le Corbusier die dynamische Bewegtheit wie in einer Schiffsmaschine (Abb. 4).

Die Tendenz des Riesenhaften,

des Gigantischen, alle bis dahin verbindlichen Maße sprengende moderne Architektur schießt weit über den Ausgangspunkt der technischen Notwendigkeit, Zweckdienlichkeit und „Ehrlichkeit“ hinaus und zeigt die bloße Freude am technischen Wunder — aber auch einen gefährlichen Glauben. So eng mit dem Technischen verbunden, erliegt die moderne Kunst in gleicher Weise der Irrlehre von der technischen Perfektion.

Die Gefahr dieses Wunderglaubens und seiner alles durchsetzenden Kraft, am deutlichsten gespiegelt in den gigantischen Monumenten der modernen Kunst, hat

beizeiten die Mahner auf den Plan gerufen. In Erkenntnis des menschenergreifenden Moments „Technik“ wird sich vor allem wieder der Künstler seiner Aufgabe als Warner bewußt. Franz Werfel wirft in seinem Roman „Der Stern der Ungeborenen“ einen Blick voraus in die Zukunft und zeigt uns im künstlerischen Spiegel die schreckliche Unnatur der Welt auf dem Gipfelpunkt der Technisierung mit allen Konsequenzen, die diese Entwicklung für die Gemeinschaft und den Einzelmenschen mit sich bringt. Bäume und Sträucher sind abgeschafft — nur ganz selten wird die gute alte Erde mit einem natürlichen Erdbeben gleichsam „rückfällig“. Die Illusion des „besseren Lebens“, der Mehrung der Reichtümer durch die Technik zerstört Friedrich Jünger, der die Tendenz des Technischen in der Substanzvernichtung sieht. Losgelöst von der menschlichen Leitung, jagt die Technik ihrer *eigenen* Perfektion entgegen. Kohle, Erze und Wälder verschlingt sie in wilder Gier, und zurück bleibt trostlose Verwüstung.

Die Auffassung vom

Widersinn

des technischen Aberglaubens

vertritt auch der Surrealist Rudolf Schlichter in seinem Gemälde „Verdächtige Zeichen“ (Abb. 5). In einer traumhaften Wolken-See-Landschaft erheben sich zwei Bergmassive: Auf dem linken sehen wir eine Industrieanlage, in der die Güter produziert werden; auf dem gegenüberliegenden Massiv sind sie zu Schrott und Ruinen geworden. Entstehung und Vernichtung, aktives Leben und trostlose Überbleibsel menschlicher Anstrengung sind zeichenhaft gegenübergestellt und zeigen die Sinnlosigkeit technischer Produktion — gesehen von der Warte des

wissenden Künstlers. Zwischen beiden Polen der menschlichen Bemühung die seltsamen Zeichen, teuflische Gebilde, die wie ein Verhängnis über der Welt schweben. Auch der Philosophie ist die Fragwürdigkeit des Technischen immer wieder Thema gewesen. So hat Martin Heidegger das Verhältnis von Kunst und Technik abgewogen, ihre Beziehungsmöglichkeiten untersucht und festgestellt, daß beide in ihrem „Streit mit dem Wirklichen“ sich wesentlich voneinander unterscheiden und schon insofern nur scheinverwandt sind. Die Kunst, so sagt er, liege in einem „liebenden Streit“ mit der Wirklichkeit, während die Technik ein „Entberger“, ein Herausforderer der Natur sei. — Und in diesem Grundunterschied der beiden Elemente, die in der modernen Kunst eine ebenso innige wie fragwürdig-gefährliche Ehe eingegangen sind, liegt die Tragik. Denn einerseits so fest verbunden, wirft die Kunst ihre Schlaglichter auf den Schrecken der perfekten technischen Welt. Wie sehr diese Technik mit all ihren Mitteln die Natur aussaugt und grundlegend verändert, das zeigt (Abb. 6) ein Bild von Ward, „Über den Morast“ (1954): Wie riesige Fangarme schlingen sich die Rohre einer Ölstation über das trostlose Land, um den kostbaren Rohstoff Öl — der Erde entrissen — auf den Tanker zu führen. Eindringlicher noch ist (Abb. 7.) das Bild der „Atomfabrik“ (1956) von Carzou. Wie ein von Heuschrecken verwüsteter Wald ragen die Masten des Werkes dürr und trostlos aus der öden, unfruchtbaren Erde. Spindeldürr und wie ohne Kraft erscheinen alle Geräte, selbst auch der Turm, in dieser wie ausgestorbenen Landschaft. Hier, auf dem Gipfelpunkt der wohl gigantischsten technischen Anstrengung menschlichen Arbeitsgeistes, sind die Verlassenheit und graue Monotonie erschreckend.

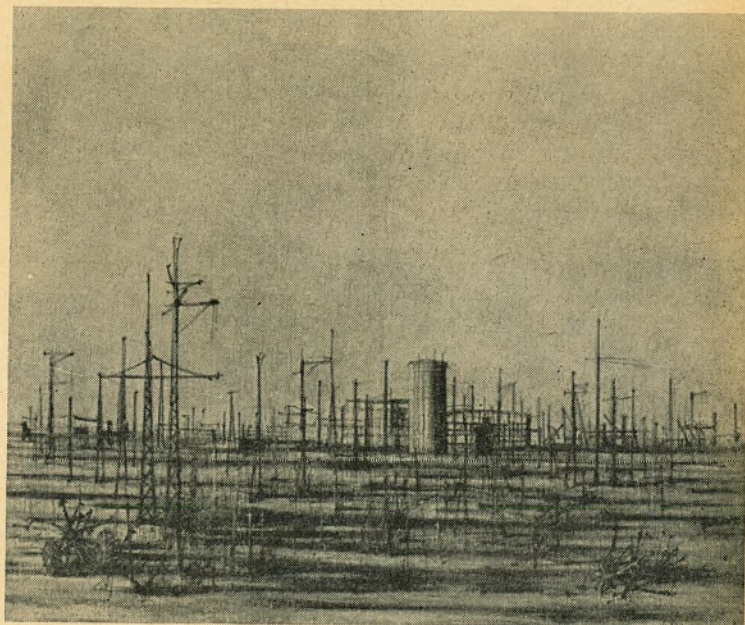
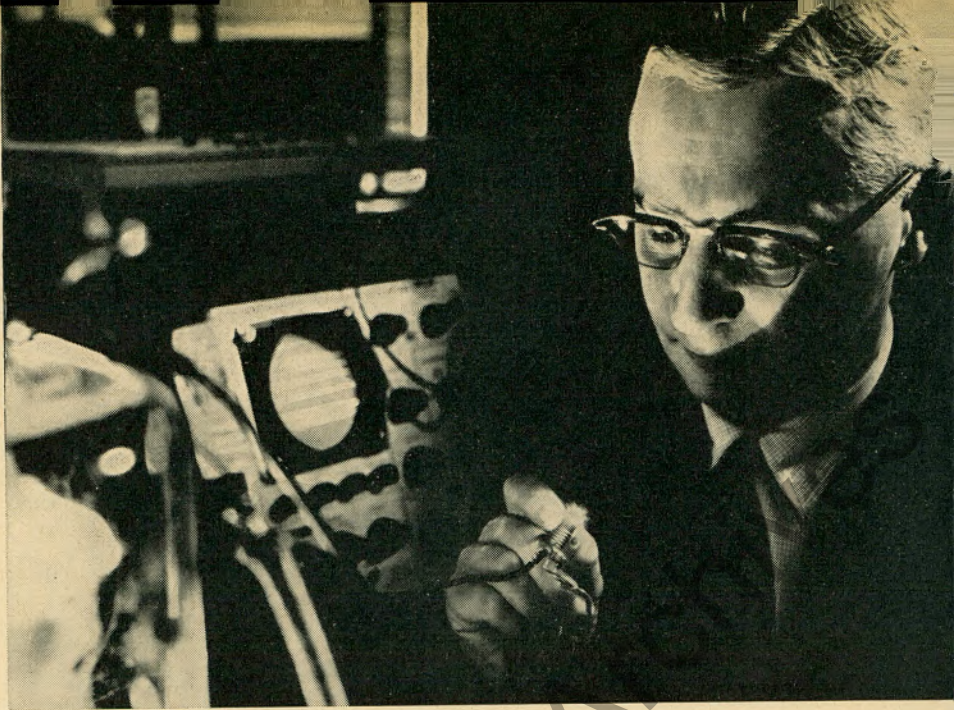


Abb. 7. Carzou: „Atomfabrik“, 1956

Direkte Umwandlung von Wärme in Elektrizität

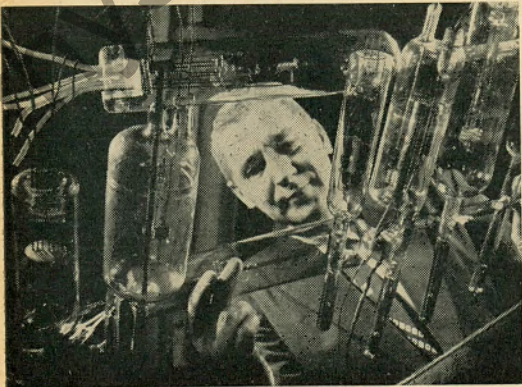
*Diese Glühbirne in der Hand des Erfinders
Dr. Volney C. Wilson ist durch
Elektrizität zum Glühen gebracht worden,
die direkt aus Wärme gewonnen wurde*



Ein neuartiges elektronisches Gerät, das Wärme direkt in elektrische Energie umwandelt, ein sogenannter therm-ionischer Konverter, ist von Dr. Volney C. Wilson erfunden und in den Forschungslaboratorien der „General Electric Company“ entwickelt worden. Damit dürfte ein neuer Abschnitt in der Energieerzeugung eingeleitet worden sein, zumal bei diesem technisch sehr einfachen Verfahren keine komplizierten und kompakten Maschinen zur Gewinnung elektrischer Energie, wie Turbinen und Antriebsaggregate, benötigt werden.

Obwohl in den ersten Versuchskonvertern nur acht Prozent der eingesetzten Wärmeenergie direkt in elektrische Kraft umgewandelt werden konnten, hofft man durch weitere technische Verbesserungen den Nutzeffekt auf rund 30 Prozent zu steigern. Bei einer solch hohen Umwandlung von Wärmeenergie in Strom dürfte sich durchaus auch die Möglichkeit anbieten, die in Atomreaktoren erzeugte Wärme zur direkten Umwandlung — anstatt wie bisher über Dampfaggregate und Turbinen — zu verwenden. Damit würde nach Ansicht der Wissenschaftler eine Revolution in der Nutzbarmachung der Atomenergie für friedliche Zwecke eintreten, da sich die Kosten zur Erzeugung von Elektrizität aus Atomkraft erheblich vermindern würden.

Dieses ist eines der verschiedenen Versuchsgeräte, die von Dr. Volney C. Wilson entwickelt wurden und Wärmeenergie direkt in elektrische umwandeln. Dieser therm-ionische Konverter wandelte rund acht Prozent der eingesetzten Wärmemenge um



Nach Ansicht des Direktors der Forschungsabteilung der „General Electric“, Dr. Guy Suits, ist durch die Erfindung des therm-ionischen Konverters das Tor zu neuen Erkenntnissen auf dem Gebiet der direkten Umwandlung von Wärme in elektrische Energie ohne die Verwendung von Maschinen mit beweglichen Teilen aufgestoßen worden. „Der Konverter ist ein äußerst wichtiger wissenschaftlicher Beitrag.“

Bei den meisten Verfahren zur Umwandlung von Wärme in Elektrizität werden Maschinen für mechanische Arbeit zwischengeschaltet, wie etwa Turbinengeneratoren, mit Dampf angetriebene Anlagen oder Kraftstoffgeneratoren. Gegenüber diesen Methoden nun besitzt der therm-ionische Konverter den Vorteil, daß er die Elektronen aus einer heißen Metallfläche „herauskocht“, die dann direkt einen Stromfluß hervorrufen.

Das Gerät selbst besteht aus zwei metallischen Elektroden, von denen die eine auf einer relativ niedrigen Temperatur gehalten wird, während die andere auf Temperaturen bis zu 2500 Grad Fahrenheit (1371 Grad Celsius) gebracht wird. Die Hitze der hochtemperierten Elektrode „kocht“ nun gewissermaßen die Elektronen aus dem Metall heraus, aus dem die Elektrode hergestellt ist. Die Elektronen fließen dann in einem Drahtleiter zu der kühleren Elektrode, wobei die fließenden Elektronen einen elektrischen Strom erzeugen.

Bei der Erläuterung seiner Erfindung wählte Dr. Wilson einen sehr anschaulichen Vergleich, indem er den Elektronenfluß zwischen zwei Elektroden mit dem bergab fließenden Wasser verglich, von dem ähnliche Energien erzeugt werden. „Wenn wir Wasser bergab fließen lassen, dann kann es nur dann eine Arbeit verrichten — zum Beispiel ein Wasserrad antreiben —, wenn es auf einer glatten Bahn abfließt, auf der sich keine Hindernisse befinden. Der neue therm-ionische Konverter nun glättet den Pfad der Elektronen zwischen den beiden Elektroden, von der heißen und der kühleren, und beseitigt die Hindernisse, die bisher einen großen Teil der Energie absorbierten, ehe sie im Stromkreis wertvolle Arbeit verrichten kann.“

Der Angestellte

in der heutigen Zeit

Die 2. Angestelltenkonferenz der Industriegewerkschaft Metall für die Bundesrepublik Deutschland beschäftigte sich in mehreren Referaten und eingehenden Diskussionen mit der Lage der Angestellten in der heutigen Zeit. Da selten einmal über die heutige Fragenfülle, wie sie sich dem Angestellten aufdrängt, gesprochen wird, geben wir den Darlegungen breiteren Raum.

Der kaufmännische Angestellte, wie er sich nach dem Leitbild des Anton Wohlfahrt aus Gustav Freytags „Soil und Haben“ noch bis in die jüngste Vergangenheit gehalten habe, ist nach Ansicht der IG Metall mehr und mehr im Schwinden. Mechanisierung und Arbeitsteilung hätten einen neuen Typ gebildet, bei dem alle besonderen Merkmale, die gestern noch Gültigkeit hatten, verschwunden seien. Insbesondere gelte dies für die Aufstiegschancen der Angestellten. Diese Ansicht, die heute noch weitestgehend von den Berufsverbänden bestritten werde, würde durch viele exakte wissenschaftliche Untersuchungen bestätigt. Die Leiter der Berufsgruppen unterstrichen ihre Feststellungen mit dem Hinweis, daß im Bereich der mechanischen Bürotätigkeit in letzter Zeit von verschiedensten Seiten der Versuch unternommen wurde, diese Tätigkeiten analog dem Arbeitssystem im Produktionssektor zu behandeln. Man wolle auch hier ein Akkordsystem einführen. Dies treffe besonders für die schreibtechnischen Tätigkeiten und die Beschäftigten im Lochkartenverfahren zu. An den verschiedensten Stellen sei bereits versucht worden, die Arbeit im Schreibzimmer und die Tätigkeit der Locherinnen und Prüferinnen zu akkordisieren. Damit verbunden werde die Meinung vertreten, daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei, aus diesen Angestellten

Büroarbeiter

zu machen.

Diesen Bestrebungen habe sich die IG Metall bisher mit Erfolg entgegengestellt. Trotz aller Typisierung und Mechanisierung enthalte die Büroarbeit eine Fülle geistiger Elemente, die sich nicht in ein Akkordsystem zwingen lassen. Nach Auffassung der IG Metall sind alle Lochkartenfachkräfte grundsätzlich als Angestellte einzustufen. Dies gelte auch für Locherinnen und Prüferinnen und auch für solche, die sich im Ausbildungsverhältnis befinden.

Die Berichterstatter setzten sich dafür ein, „daß an großen Berufsschulen bzw. technischen Lehranstalten Aufbauzüge mit den notwendigen Geräten und Lehrkräften eingerichtet werden, die eine fach- und sachgerechte Ausbildung gewährleisten“.

1882 zählte man auf 1 Angestellten 21 Arbeiter — 1957 zählte man auf 1 Angestellten nur noch 2,5 Arbeiter. Die Situation der Angestellten hat sich durch die Einführung neuer Techniken grundlegend geändert. Leider ist das Bewußtsein der Angestellten vielfach hinter den Notwendigkeiten unserer Zeit zurückgeblieben. Sie halten vielfach an überholten Standesvorurteilen und Standesorganisationen fest, obwohl sich in der Tarifpolitik mehr als einmal gezeigt hat, daß diese Organisationen infolge ihres fehlenden Durchsetzungsvermögens in keiner Weise tarifgestaltend wirken konnten.

Ausbildung und Aufstieg

Einen breiten Raum in der Angestelltenarbeit der Techniker und Werkmeister nahmen die Fragen der beruflichen Ausbildung und der beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten ein. „Durch die immer stärker in Erscheinung tretende Etatisierung der betrieblichen Kostengestaltung entwickelt sich im besonderen im Bereich der technischen Verwaltung ein Planstellenwesen, das in seinem Aufbau und in seiner Auswirkung den Verhältnissen in der öffentlichen Verwaltung immer ähnlicher wird. Dadurch werden die Aufstiegsmöglichkeiten in den technischen Angestelltenberufen immer mehr eingeschränkt. An die Stelle des individuellen Aufstiegs auf der Grundlage von Können und Leistung tritt ein sehr starr gehandhabtes Berechtigungswesen.“ Die IG Metall erhebt daher u. a. die Forderung, daß „neben dem Auf- und Ausbau aller Einrichtungen, die dem begabten jungen Facharbeiter den Übergang zu technischen Lehranstalten ermöglichen, auch den Weiterbildungsmöglichkeiten der bereits in der Praxis stehenden technischen Angestellten größte Bedeutung beigemessen werden muß. Die Anzahl der bei den technischen Lehranstalten verfügbaren Ausbildungsplätze muß dem Bedarf der Wirtschaft und dem Weiterbildungsstreben der Nachwuchskräfte angepaßt werden. Mit dem Ausbau und der Ausweitung der Ausbildungsstätten parallel gehen muß eine Reform des Ausbildungswesens. Statt einer ständigen Ausweitung des Lehrstoffes ist eine Intensivierung des Studiums durch Vertiefung der Grundkenntnisse anzustreben.“

Die gesellschaftliche Lage

Professor Dr. Horkheimer verwies in seinem Referat darauf, daß in der modernen Wirtschaft ein sprunghaft wachsender Teil der Produktionsaufgaben im engeren Sinne nicht mehr von Arbeitern, sondern von Angestellten ausgeführt wird. Auf einem amerikanischen Gewerkschaftskongreß sei die ernsthaft gemeinte Formulierung geprägt worden, „der Angestellte wird mehr und mehr der Industriearbeiter der Zukunft sein“.

Die bisherigen Versuche, eine den wirklichen Verhältnissen entsprechende Typologie der Angestellten zu schaffen, stellten zwar wichtige Vorarbeiten dar, ohne jedoch zu einer wirklichen Lösung gekommen zu sein. Für eine solche Typologie wären drei Gruppen von Merkmalen zu kombinieren: ökonomische, soziologische und ideologische.

Nach Professor Dr. Horkheimer unterscheidet man die Angestellten nach arbeitstechnischen Merkmalen in eine relativ kleine Spitzengruppe, eine breite Mittelgruppe und eine die Mehrheit der Angestellten umfassende Untergruppe. Zu der mittleren Gruppe zählt die soziologisch besonders wichtige Gruppe der Werkmeister. Diese mittlere Gruppe umfaßt die Mehrzahl der männlichen Angestellten und kann auf etwa 40 bis 50 Prozent der gesamten Angestelltenschaft geschätzt werden. Ihr Anteil ist im Abnehmen zugunsten der unteren Gruppe, das heißt der zum großen Teil weiblichen Angestellten, die nur auf Anweisung handeln und deren Tätigkeit immer mehr mechanisiert wird.

Soziologisch bedeutsam, so erklärte Professor Dr. Horkheimer, sei beispielsweise

die Herkunft der Angestellten.

Wenn auch keine umfassenden Untersuchungen vorliegen, so könne doch vermutet werden, daß hier in den letzten 50 Jahren wichtige Veränderungen eingetreten sind. Während sich früher die Angestellten in der Mehrzahl aus den Kreisen der Selbständigen rekrutierten, kommen sie heute hauptsächlich aus den Familien von Angestellten,

unteren Beamten und Arbeitern. Soziologisch wichtige Merkmale der heutigen gesellschaftlichen Situation der Angestellten sei die Tatsache, daß die Chancen ihres beruflichen Aufstieges immer geringer werden, sowie die zunehmende Unsicherheit des Arbeitsplatzes, besonders für die älteren Angestellten.

Zu den soziologischen Merkmalen großer Teile der Angestelltenschaft zählte Professor Dr. Horkheimer ihre geistige Obdachlosigkeit, ihr Anlehnungsbedürfnis sowie das völlig problematische Bewußtsein ihrer realen gesellschaftlichen Lage und der Bedeutung ihrer eigenen Arbeit: Halten sich doch noch viele Angestellte für Angehörige eines besonderen Standes in einer Geschichtsperiode, in der es längst keine Stände mehr gibt, und bei einer Tätigkeit, die bei der Masse der Angestellten wenig Grund zu einem besonderen Standesbewußtsein liefert. In allen industrialisierten Ländern habe ein Nivellierungsprozeß eingesetzt, der die früher einmal in Wirklichkeit bestehenden Unterschiede zwischen Arbeiter und Angestellten für deren mittlere und untere Gruppe in schnellem Tempo beseitigt. Die unaufhaltsamen gesellschaftlichen Kräfte treiben auf eine Angleichung der Lage der Arbeiter und Angestellten.

Professor Dr. Horkheimer nannte als Symptome dieses Nivellierungsprozesses: die Angleichung der Arbeitsverrichtungen von Arbeitern und Angestellten durch die „Industrialisierung“ der Büros, die Rationalisierung aller technischen Arbeiten und die durch die unaufhaltsam fortschreitende Mechanisierung und Automatisierung der Werkstätten bedingte Zurückdrängung der manuellen Arbeit sowie die Angleichung des Einkommens der mittleren und oberen Arbeitergruppen an die Bezüge der unteren und mittleren Angestelltengruppen. Er verwies in diesem Zusammenhang auch auf Amerika, wo zum Beispiel das Einkommen der Industriearbeiter bereits erheblich höher als das der Angestellten der mittleren und unteren Gruppen sei.

Umwälzungen in Büro und Verwaltung

Professor Dr. Walther verglich die Zeitenwende, die das elektronische Rechnen mit sich bringe, mit derjenigen von 1500, die den Übergang vom Schreibhandwerk der Mönche des Mittelalters zum Buchdruck mit sich brachte: Jetzt erleben wir den Übergang vom Rechenhandwerk zur vollautomatisierten Rechenfabrik. Damit vollziehen sich tiefgreifende Umwälzungen in Büro und Verwaltung, im Bank- und Versicherungswesen, aber auch in der Lagerüberwachung, in der Lohn- und Gehaltsabrechnung, in der Produktionssteuerung und auf vielen anderen Gebieten. „Die Automatisierung des Rechnens greift in geistige Tätigkeiten des Menschen ein, also in unser Innenleben. Sie beeinflusst damit unser Dasein vielleicht noch stärker als die Atomspaltung, die sich im wesentlichen in unserer Umwelt vollzieht, wenn auch in schicksalsvoller Weise.“ Während die erste industrielle Revolution im 19. Jahrhundert den Ersatz der menschlichen Muskelkraft durch Maschinen mitbrachte, habe die zweite industrielle Revolution die Übernahme von Routine-Denkprozessen im Büro durch Maschinen zur Folge. Die menschliche Steuerungs- und Überwachertätigkeit in der Fabrik, bisher ausgeübt durch den Mann mit Schlips und Kragen, werde heute ersetzt durch Maschinen.

Automatisierung kann befreien

Nach Auffassung von Professor Dr. Walther könne die Automatisierung den Menschen vom Stumpfsinn bloßer Routinearbeit befreien und ihm Freizeit und ein menschenwürdiges Dasein bringen. Er verkannte jedoch nicht die möglichen Gefahren der Arbeitslosigkeit, der durch rechtzeitige Umsetzungs- und Umschulungsmaßnahmen wirksam begegnet werden müsse. Langsames und wohlüberlegtes Vorgehen sei erforderlich, denn mit der bloßen Anschaffung von Rechenautomaten in den Betrieben sei es nicht getan. Der ganze Betrieb, das ganze Büro müsse jeweils vollkommen neu organisiert werden. Hauptsächlich das leitende Personal müsse ganz neu denken lernen. Professor Dr. Walther vertrat die Auffassung, daß sich im Zuge dieser Entwicklung die Unterschiede zwischen Arbeiter und Angestellten ausgleichen. Koordination tritt an Stelle von Subordination, Standesvorurteile werden gegenstandslos. Das Verhältnis zwischen gelernten und unge-

lernten Kräften, zwischen Werkstatt und Büro ändert sich. „Neben der Umschulung glänzt der Wert gediegener Ausbildung heller als je zuvor. Wir sind in der Technik wieder in eine Pionierzeit eingetreten, die bei richtiger Anwendung unerhörte Chancen für den einzelnen wie für die Gemeinschaft eröffnet.“

Gesellschaftlicher Wandel

Otto Brenner, der Vorsitzende der IG Metall, sprach von den revolutionären Veränderungen, die sich — ausgelöst durch Automation und industrielle Verwertung der Kernenergie — ergeben. Dieser gesellschaftliche Wandel habe auch die Stellung der Arbeitnehmer nicht unberührt gelassen. Die ursprünglichen Unterschiede zwischen Angestellten und Arbeitern hätten sich immer mehr verringert und auch das Bewußtsein verändert. Nur ein ganz kleiner Teil der Angestellten übe heute noch Unternehmerfunktionen aus. Der Arbeitsplatz der Angestellten sei genauso gefährdet wie der des Arbeiters. „Schon heute zeichnen sich die großen Linien einer neuen Arbeitswelt ab, in der für die klassischen Unterschiede zwischen Angestellten und Arbeiter kein Platz mehr ist.“ Brenner wandte sich gegen Behauptungen, als ob diese Entwicklung zur Entstehung einer sogenannten Mittelstandsgesellschaft führe, in der die Klassengegensätze weitgehend überwunden seien. Er sagte: Als Gewerkschafter müssen wir vor solchen Illusionen nachdrücklich warnen. Sie halten einer genauen Untersuchung der wirklichen Stellung der Angestellten in unserer Gesellschaft nicht stand. Von der Bildung einer großen Mittelklasse ist nichts zu bemerken. Die Entwicklung zeigt uns im Gegenteil eine ständige Zunahme der Zahl der abhängigen Erwerbstätigen, während andererseits die Zahl derer, die wirklich gesellschaftliche Macht ausüben, immer geringer wird.

Bekanntlich vollziehen sich die Übergänge

zu einem neuen gesellschaftlichen Zustand

nicht ohne Reibungen und Störungen. Vor allem dann nicht, wenn die Entwicklung sich selbst überlassen bleibt, wenn die Gesellschaft nichts tut, um die Geburtswehen einer neuen Zeit abzukürzen. Mit anderen Worten: wenn keine energische und planvolle Wirtschafts- und Sozialpolitik betrieben wird. Wir vermissen in der Bundesrepublik seit Jahren Ansätze für eine solche Politik. Wir sehen vielmehr, daß die alte Devise „Bereichert euch“ immer noch für die Politik der herrschenden Schichten maßgebend ist. Die Parolen vom neuen Mittelstand dienen nur dazu, die Fortsetzung der alten Macht- und Eigentumspolitik zu verschleiern.

In diesem Zusammenhang forderte Brenner die maßgebliche Beteiligung der Gewerkschaften bei der Lösung aller mit der Automation und der industriellen Nutzung der Kernenergie zusammenhängenden Fragen im Interesse der betroffenen Arbeitnehmer.

„Angestellte und Arbeiter gehören zusammen! Wir sind auf dem Wege, die in der Vergangenheit künstlich errichtete Wand zwischen Angestellten und Arbeitern abzutragen. Nur durch die Ausrichtung auf das gemeinsame Ziel, durch die Festigung der Organisation und durch stete Kampfbereitschaft wird es möglich sein, zu verhindern, daß die gewaltigen sozialen Lasten der zweiten industriellen Revolution genauso wie die der ersten auf die Arbeitnehmer — also auf Angestellte und Arbeiter — abgewälzt werden.“

Aufgabe und Stärke der Industriegewerkschaft bestehe nicht darin, daß alle in ihren Reihen organisierten Arbeitnehmer über einen Kamm geschoren werden, sondern darin, daß alle Besonderheiten der einzelnen Gruppen Berücksichtigung finden.

Zukunft noch unbefriedigend

Dr. Clemens Münster legte dar: „Wer den Angestellten nur in seiner Funktion sieht, wird seine Lage weder verstehen noch verbessern. Er muß ihn als ganzen Menschen nehmen, wie er ist, und seinen verschiedenen Eigenschaften, Wünschen und Fähigkeiten Rechnung tragen.“ Gemessen am Bild vom Menschen, wie er ist und wie er leben könnte, erscheint die heutige Lage und die Zukunft

der Angestellten unbefriedigend, unbeschadet gewisser, nicht unbedeutender Fortschritte. Der Mensch sei imstande, sich technische Geräte aller Art so anzueignen, daß es zu einem Bestandteil seiner selbst wird, und sich mit einem Kollektiv, einem Betrieb so zu identifizieren, daß er zumindest zeitweise von der Person zur Funktion herabsinkt. Dadurch wachse aber die Macht vom Menschen über Menschen und über die Natur ins Riesenhafte. Eine dieser Früchte sei die Automation.

Aus all dem, was bisher über den Menschen im allgemeinen und die Lage der Angestellten im besonderen gesagt wurde, lassen sich nach Dr. Münster — von den Lohnfragen abgesehen — gewisse Forderungen ableiten: Jeder Mensch, der arbeiten will, soll arbeiten können, und jeder, der arbeiten müsse, solle ausreichend freie Zeit haben. „In dieser freien Zeit soll der Mensch imstande sein, sich beruflich weiterzubilden, aber auch seinen Anlagen, die im Berufsleben zu kurz kommen, Genüge tun. Durch seine berufliche Weiterbildung sollen die Aussichten verbessert werden, einen alten Wunsch zu erfüllen, nämlich jeden an den Platz zu bringen, der am besten seinen Anlagen, seiner Ausbildung und seinen Wünschen entspricht. Selbst eine begrenzte Zufriedenheit hängt davon ab, daß der Angestellte in einem sorgfältig abgewogenen Verhältnis seine Befriedigung ebenso in der Identifikation mit dem Kollektiv als durch wirkliche Mitverantwortung für den Betrieb, als auch durch die Freiheit findet, die ihm die Freizeit bieten kann.

Für Angestellte gilt das gleiche wie für Arbeiter

Angeichts der menschlichen Voraussetzungen, der gegenwärtigen Lage, der zukünftigen Gefahren und der aus all dem abzuleitenden Forderungen zeigt sich nun, daß für Angestellte in allen wesentlichen Punkten das gleiche gilt wie für Arbeiter. Gegenüber dieser Feststellung erweisen sich alle Versuche, die Angestellten als den neuen Mittelstand oder als eine eigene Klasse zu etablieren, als gegenstandslos, darüber hinaus als theoretische Spiegelfechterei oder als bedenkliche politische Spekulation. Auf die Frage, wer unter den gegebenen Umständen der gegebene Anwalt der Angestellten ebenso wie der Arbeiter sei, der einzige Anwalt, der die Interessen beider, also aller Arbeitnehmer in einer Industrie vertritt, auf diese Frage kann die Antwort nur sein, die Industriegewerkschaft. Diese allerdings kann ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn auch sie den Arbeitnehmer als den ganzen Menschen sieht und behandelt, nicht nur in seiner Funktion als Arbeiter.“

Automation — Vermassung?

Heinz Winfried Sabais faßte die kulturpolitischen Folgerungen aus der technischen Entwicklung zusammen:

Die industriellen Produktionsverhältnisse in ihrer augenblicklichen Beschaffenheit produzieren in sozialer Hinsicht „Vermassung“. Es ist deshalb unrichtig, von „Massengesellschaft“ zu sprechen. Gesellschaft setzt einen gemeinsamen geistigen Boden voraus, auf dem die Gesellung gleichberechtigter und gleichverpflichteter Glieder stattfindet. — In der vermaßten, d. h. aufgelösten, Gesellschaft gibt es jedoch kein Begriffssystem, keine Kultur, die gemeinsam wäre. Es gibt Überreste sittlicher Konventionen und das Gerüst der Staatlichkeit. Alle gesellschaftliche Gliederung bleibt auf Wirtschaftsinteresse und Nutzeffekt bezogen, also im tieferen Sinne wertlos.

Ursache der Vermassung ist die geistig unbewältigte, sich immer weiter auffächernde Arbeitsteilung des Produktionsprozesses, die weder das Mitdenken aller sachlichen Zusammenhänge verlangt noch einen gesellschaftlichen Zweck postuliert.

Die Vermassung geht vertikal

durch alle Schichten der Gesellschaft. Ihr ist der Handarbeiter ebenso ausgesetzt wie der Wissenschaftler im Speziallabor.

- a) Die industrialisierte Handarbeit verlangt die Einschränkung des Arbeiters auf eine mechanische Funktion (Fließband).
- b) Die industrialisierte Kopfarbeit verlangt die Spezialisierung auf bestimmte intellektuelle Fertigkeiten, eine

sektorenhafte Geistigkeit, die auf anderen Gebieten des geistigen Lebens versagt.

Die technische Entwicklung hat die Maschinen klüger werden lassen. Ihr Sinn war, den Menschen von mechanischen, intellektuellen oder manuellen Tätigkeiten freizustellen und sich zu sich selbst kommen zu lassen. In Wirklichkeit aber steht es nach einem Jahrhundert Industrialisierung so, daß die Menschen auf Grund ihrer durch die Produktionsverhältnisse reduzierten Persönlichkeit zum „Bedienungspersonal“ der Maschine geworden sind. Selbst der erstrangige Gelehrte hat sein technisches Geschöpf nicht mehr „in der Hand“.

Die Vermassung ist die Grundgefahr für den Bestand der demokratischen Staatsform. Die Demokratie kann nur funktionieren, wenn die geistige Mündigkeit ihrer Staatsbürger vorausgesetzt werden darf. Geistige Mündigkeit beruht auf Urteilsvermögen und Entscheidungsfreiheit. Wo sie nicht vorhanden ist, fällt die Macht einem Vormund zu.

Der Weg zur geistigen Mündigkeit heißt Bildung

(nicht Ausbildung, nicht allein Erziehung). Kulturpolitik kann ihn öffnen und bereiten. Bildungsziel ist die Begründung der „inneren Person“ (innere Freiheit und innere Sicherheit). Die Summe hieße: gesellschaftliche Kultur statt „Überbau einer Klasse“.

Die sogenannten neuen Bildungswege sind nur Wege zur Ausbildung. Damit ist unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen zwar sozialer Aufstieg, aber keine menschliche Steigerung verbunden. Wichtigste Aufgabe einer demokratischen Kulturpolitik: den Durchschnitt zu einer Qualität machen, die Souveränität und Gemeinschaftsfähigkeit des einzelnen wecken.

Die Problematik der Vermassung besteht gleichermaßen für die Masse der Arbeiter wie für die Masse der Angestellten. Beide gesellschaftlichen Gruppen bedürfen der echten kulturellen Emanzipation.

Mittelstandskultur: eine abgesunkene Imitation großbürgerlichen Lebenskomforts. Imitation einer Imitation; denn die letzte schöpferische bürgerliche Kulturepoche war das Biedermeier. Heute: falsches Chippendale. Damals: Romantik (Caspar David Friedrich, liedhafte Lyrik). Heute: romantischer Kitsch (Elfenreigen, Schlager).

Das Verhängnis des profitabhängigen Films: Verbreitung vorfabrizierter, ideologisch angefarbter Gefühligkeit, Lieschen Müller als Stütze der Gesellschaft, Beanstandung weit ausgeschnittener Dekolletés, aber legale Ausbeutung geistiger Unmündigkeit im Filmgeschäft. Die gesellschaftliche Unsittlichkeit des Wegelagerertums der Vergnügungsindustrie: Profit durch Verdummung.

Die große Chance

Die soziale Bewegung ist die Fortsetzung des klassischen Humanismus mit politischen Mitteln (Mehring: Arbeiterbewegung = Erbe der Klassik), Ziel: Herstellung der Menschenwürde für alle. Insofern: Bewegung auf eine gesellschaftliche Kultur zu. Folgerung: *Wirtschaftliche* (gerechte Beteiligung am Sozialprodukt), *soziale* (Mitbestimmung an der Produktion, zumindest Gleichberechtigung von Arbeit und Kapital) und *kulturelle Emanzipation* (Befähigung zur Teilhabe am Kulturprodukt) müssen zugleich angestrebt werden. Unterbleibt eine dieser Emanzipationen, ist Demokratie Form ohne Inhalt. Grundbedingung: Jeder einzelne muß seinen Rechtsanspruch selbst anmelden durch Interesse. (Pestalozzi: Menschen werden, um Bürger und Staaten werden zu können.)

Automation bietet die große Chance: freie Zeit. Muße als Ansatz, zu sich selbst zu kommen. Wer zu sich selbst gekommen ist, kann sich in Zusammenhängen sehen. Wohltätiger Zwang der Automation: Lebenssinn kann nicht mehr freiwillig auf Arbeitsvorgang reduziert werden, muß in der freien Zeit gesucht werden. Kulturpolitik = finden helfen. Das neue Publikum vor den Toren der alten kulturellen Einrichtungen. Publikum = Transformation von Masse. Technik erzeugt heute die Entwicklung, für die sie ursprünglich gedacht war. Kulturpolitik = Vorsorge für diese Entwicklung, Bereitstellung von Mitteln zu ihrer Förderung. Letztes Ziel: Gesellschaft = nicht mehr ein Fünfuhrtee mit literarischen Gesprächen, sondern das Ganze, in dem jeder den Sinn seiner Existenz und seiner Tätigkeit findet.

In der guten alten Zeit

Dem soeben erschienenen Buch („Lang war der Weg“, Verlagsgesellschaft der IG Bergbau mbH, Bochum) des Seniors der deutschen Gewerkschaften, August Schmidt, entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Autors das Einleitungskapitel:

Wenn ältere Leute aus ihrer Jugendzeit erzählen und diese Jugendzeit in die Ära der Wilhelminischen Kaiserherrschaft fiel, dann sagen sie oft in einem leichten Anflug von Schwärmerei, daß die frühere Zeit eine herrliche, eine gute, eine schöne Zeit war. Es mag sein, daß ich in meinem ganzen Leben immer etwas sehr kritisch war, jedoch könnte es mir in keiner Sekunde einfallen, jemals von einer guten Zeit zu sprechen, wenn ich an meine Jugendjahre zurückdenke.

Ich wurde in dieser oft besungenen „guten“ Zeit geboren. Es war am 8. Mai 1878, als ich in der damals noch selbständigen Gemeinde Oespel bei Dortmund als drittes Kind geboren wurde. Nach mir schenkte meine Mutter noch weiteren sechs Kindern das Leben, und meine Eltern hatten alle Mühe und Not, um mit ihren neun Kindern und dem Schicksal fertig zu werden.

Mein Vater war — genauso wie meine älteren Brüder und später auch ich — Bergmann, und er bekam damals *für eine neunstündige Schichtzeit ganze 2,66 Mark.*

Damit mußte er seine Familie ernähren und kleiden. Wenn auch damals die Lebensmittelpreise erheblich unter dem augenblicklichen Preisniveau lagen, so ist aber doch klar ersichtlich, daß mit einem solchen Verdienst — wie ihn mein Vater für schwere bergmännische Arbeit erhielt — er nicht seine Familie entsprechend den Bedürfnissen und Lebensnotwendigkeiten ernähren konnte. Nicht selten war es auch noch so, daß der ohnehin karge Lohn durch Fehlschichten infolge Absatzmangels weiter geschmälert wurde.

So war es dann auch wohl kaum ein Wunder, daß wir Kinder keine Lederschuhe kannten, sondern im Sommer

barfuß laufen mußten und in der kälteren Jahreszeit uns mit Holzschuhen — die wir auch Klotschen nannten — begnügten. Lederschuhe durften wir manchmal sonntags anziehen; wobei natürlich der Genauigkeit halber erwähnt werden muß, daß diese Lederschuhe sich von einem Kind zum anderen vererbten und deshalb immer ziemlich ausgetragen waren. Nicht anders war es mit der Kleidung, und in einer Hose wuchsen aus Sparsamkeitsgründen gleich mehrere Kinder auf, denn auch die Kleidung vererbte sich von Kind zu Kind weiter. An vielen Bedürfnissen des täglichen Lebens mußte stärkstens gespart werden, ja, ich muß sogar sagen, daß viele Notwendigkeiten nicht einmal in geringstem Maße erfüllt werden konnten.

*Es fehlte einfach an Geld,
um richtig satt werden zu können.*

Erst lange nach meiner Jugendzeit lernte ich auch Butter in der Praxis kennen. Sie kostete damals 0,90 bis 1 Mark je Pfund und konnte auch bei bestem Willen und größter Sparsamkeit nicht auf unseren Familientisch gebracht werden. Wenn es aber nur an der Butter gemangelt hätte, dann wären meine Eltern, meine Geschwister und ich sicher noch zufrieden gewesen, aber es fehlte eigentlich viel mehr, was man allgemein hin zum Sattwerden benötigte.

Zwar hat ein gewisser Bergrat Vestenberg die wöchentlichen Nahrungsmittelkosten für eine sechsköpfige Familie mit 9,29 Mark (das war im Jahre 1885) berechnet, so daß man nach Auffassung dieses Bergrates mit 1,33 Mark je Tag auskommen mußte. Die tägliche Erfahrung am eigenen Mittagstisch jedoch zeigte, daß diese Berechnungen sehr, sehr fragwürdig waren und sicher nur einen Mindestbetrag darstellen sollten. Von 1,33 Mark jedenfalls konnten sechs Personen, von denen dazu noch einige schwerste Bergarbeit zu verrichten hatten, nicht satt werden. Was blieb also den Menschen von damals übrig?! Sie mußten ihre

Lebensmittel auf „Pump“

einkaufen, wenn sie nicht verhungern wollten. Das Borgen in den Lebensmittelläden stand in den 80er Jahren in voller Blüte, und es waren nicht wenige Grubenverwaltungen, die durch eigene Lebensmittelläden die Bergarbeiter mehr und mehr in die Verschuldung hineintrieben. Um die hungrigen Mäuler ihrer Kinder wenigstens in etwa stopfen zu können, mußten die oftmals verzweifelten Bergarbeiterfrauen in den Werksläden in so starkem Maße auf Kredit einkaufen. Die Not zwang sie dazu, daß bei der Lohnrestzahlung der ohnehin schon geringe Verdienst nur zu einem Bruchteil ausgezahlt wurde, weil die Zechenverwaltungen die Lebensmittelschulden vorher vom Lohn abgezogen hatten.

Man kann sich sehr gut vorstellen, daß die in solch schlechten Verhältnissen lebenden Bergarbeiter kaum eine Chance hatten, in ihrem Betrieb auch nur einmal wegen des zu geringen Lohnes, der zu langen Arbeitszeit oder der gräßlichen Vernachlässigung der Grubensicherheit aufzumucken. Sie waren im wahrsten Sinne des Wortes abhängig von der Zeche und auf Gedeih und Verderb der Willkür der Unternehmer ausgesetzt.

Es ist deshalb sicher nicht übertrieben, wenn ich in Erinnerung an meine Jugendzeit nur sagen kann, daß sie keine gute und angenehme Zeit für mich war.



ERNST BENHOLZ

Wir haben uns lange unterhalten, als wir zusammensaßen — von den Kriegen (Benholz war im ersten Weltkrieg fünf Jahre Soldat, im zweiten Weltkrieg wurde er dreimal ausgebombt), von den Inflationen und den Sorgen damals, als jeder vor dem Nichts stand, als die Kumpel zu ihm kamen, denen mit der Zuweisung von etwas Maschen- oder Stacheldraht, von einigen Trägern oder Blechtafeln enorm geholfen war. Hunger und Kälte taten weh, und das Wichtigste war „das Dach über dem Kopf“. Daß Ernst Benholz nicht von sich, sondern von allen diesen Dingen sprach, das beweist seine hohe menschliche, seine innere gute Haltung.

Fünfzig Jahre ist eine lange Zeit. Sie ist reich an Erlebnissen und vor allem, steht man in unseren Betrieben, reich an Arbeit. Am 21. September 1893 in Lennep geboren, trat Ernst Benholz am 26. Juni 1906 bei uns in die kaufmännische Lehre. Später war er zunächst im Kommissionswesen, dann im Lohnwesen tätig und kam schließlich in die Betriebsabrechnung der Kaliberwalzwerke, deren Bürovorsteher er seit Jahren ist. Seine Stellung beweist das Vertrauen, das ihm seine Vorgesetzten gegeben haben. Seine Mitarbeiter schätzen in ihm den guten Kollegen, der stets aufgeschlossen und hilfsbereit ist. Das ist ein gutes Zeugnis.

Mit Stolz sieht Benholz auf seine beiden Kinder: Sein Sohn ist Referendar, seine Tochter Buchhalterin. Und mit lachenden Augen erzählt er von Widu, seinem Langhaardackel, der ihn und seine Ehefrau, beide sind passionierte „Marschierer“, auf den Wanderfahrten begleitet; denn Wandern ist sein großes „Hobby“.

Deshalb wünschen wir dem goldenen Jubilar Ernst Benholz viel Freude und Sonnenschein auf seinen ferneren Wanderwegen.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Wilhelm Reichert, Eisenbahnabteilung: Obwohl sämtliche Fahrten von und nach den Gleisen zum Ofenbereich 6 signaltechnisch gesichert sind, hat es sich doch als richtig erwiesen, wie vorgeschlagen an der Auffahrt Gleisgruppe Ofen III eine zusätzliche Sicherung anzubringen. Wir werden zwar kein Lichtsignal aufstellen, sondern eine Haltetafel. Dies ist die einzige Möglichkeit, die Fahrt noch zusätzlich zu sichern.

Robert Witulski, Maschinenabteilung Stockheide: Die vorgeschlagene Änderung der Seilrolle am Quertransport von Halle 6 nach Halle 5 ist bereits durchgeführt, so daß Drahtseilbeschädigungen und Unfälle nicht mehr auftreten können.

Werner Grönert, Maschinenabteilung: Sein Vorschlag, die Ventile zurückzuverlegen, um bei Ausfall der Stromversorgung an den Rauchgasventilatoren von einer schnell zu erreichenden Stelle aus die Dampfgebläse in Betrieb nehmen zu können, ist zwar nicht durchführbar, doch will der Betrieb versuchen, die Dampfschieber durch Preßluft zu betätigen.



Jubilare Juli 1958

50

WILMER, HEINRICH
Elektrotechnische Abteilung

40

BUSSE, KARL
Allgemeiner Fahrbetrieb

ZIEGLER, KARL
Bauabteilung

25

BROMUND, FRANZ
Kaliberwalzwerk Zurrichterlei I

JAKOBI, FRITZ
Werk Barop

LOSSE, KARL
Thomaswerk

BOLLWEG, WALTER
Maschinenabteilung

HEYMANN, HEINRICH
Versuchsbetriebe

HOHLWEG, WILHELM
Verkauf Qualitätsbleche

BROCK, WALTER
Hochofen

SCHMIDT, HANS
Energiewirtschaft

Verdienstvolle Mitarbeiter

Josef Wölki, Maschinenabteilung Hochofen: Die ersten überzogenen nichtrostenden Drallregler-Schaufeln für das Gebläse der elektrischen Gichtgasreinigung laufen schon einige Monate. Sie werden schätzungsweise dreimal solange halten wie die bisherigen nicht überzogenen Schaufeln.

Karl Bublies, Maschinenabteilung Stahlwerke: Das vorgeschlagene Zwischenstück für das 75-t-Pfannengehänge ist ausgeführt worden und hat sich gut bewährt.

Alfred Kalisch, Drahtverfeinerung: Sein Vorschlag, die Gestelle, welche vom Gabelstapler transportiert werden sollen, durch befestigte Eisen zu erhöhen, ist schon teilweise durchgeführt worden. Jetzt sollen auch die anderen Gestelle und Platten umgeändert werden.

Kurt Neumann, Elektrotechnische Abteilung: Nach Prüfung ist festgestellt worden, daß die vorgeschlagene Änderung der Schaltung des Hubbremsmagnetes am Kalkbunkerkran eine wesentliche Erhöhung der Betriebssicherheit des Kalkbunkerkrans mit sich bringt. Die Änderung läßt sich auch mit verhältnismäßig geringem Aufwand durchführen. Durch diesen Vorschlag ist ein weniger gestörter Produktionsablauf für das Thomaswerk gewährleistet.

Josef Helbing, Elektrotechnische Abt., Störungsstelle, und Frau Elisabeth Vahlkamp, Telefonbüro: Ihr Vorschlag bringt nichts Neues, war jedoch in unserer Telefonzentrale nicht eingeführt. Der Betrieb hat eine andere Möglichkeit gefunden, um eine Rufwiederkehreinrichtung, ähnlich wie vorgeschlagen, zu beschaffen.

Was kosten uns Verbrauchern die Lebensmittel?

Da bringen die „Monatsblätter für freiheitliche Wirtschaftspolitik“ einen interessanten Überblick:

Der private Verbrauch in der Bundesrepublik betrug im Jahre 1955 100 Milliarden DM, 40 Prozent davon wurden für Nahrungsmittel ausgegeben, also 40 Milliarden DM. Ein Drittel davon entfällt auf die Fleischer, Puddingpulver-Fabrikanten usw. und den Handel, kommt also nicht den Bauern zugute. Weitere 7 Milliarden DM betrug der Saldo des Außenhandels mit Gütern für die Ernährung. Bleiben 20 Milliarden DM als Produktionswert der Landwirtschaft, und dieser Betrag stimmt mit dem Ergebnis der Sozialproduktrechnung überein: Der Produktionswert der Land-, Forst- und Fischwirtschaft betrug 1955 20 Milliarden DM. Soweit ist die Rechnung leicht. Die schwierige Frage ist nunmehr: Um wieviel teurer sind in Westdeutschland die Nahrungsmittel im gegenwärtigen System gegenüber den Preisen, die sich ergeben würden, wenn überhaupt kein Agrarprotektionismus vorhanden wäre? Diese Frage kann global kaum beantwortet werden, und es lassen sich höchstens Beispiele angeben. Im März 1957 kostete der westdeutsche Weizen 441 DM je Tonne, amerikanischer Weizen frei Nordseehafen 302 DM je Tonne, der deutsche war also rund um die Hälfte teurer.

Die Butter ist doppelt so teuer . . .

Im gleichen Monat kostete deutsche Markenbutter ab Molkerei 640 DM je Doppelzentner, dänische Butter erster Qualität ab Molkerei 348 DM, also nur 55 Prozent des deutschen Preises. Zur gleichen Zeit lag der deutsche Erzeugerpreis für Eier bei 14,3 Pfennig je Stück, der holländische bei 10,3 und der dänische bei 9,3. Also auch die Eier könnten um ein Drittel billiger sein. Fritz Ottel vergleicht einige Einzelhandelspreise in Aachen und in Vaals, einem Vorort von Aachen, der jedoch bereits in Holland liegt. Die holländischen Lebensmittelpreise betragen zwischen 55 und 80 Prozent der deutschen, wobei Ottel ausdrücklich darauf hinweist, daß auch in Holland die Agrarpreise gestützt werden, es sich also auch hier schon um höhere Preise handelt, als sich bei einer marktwirtschaftlichen Organisation der Landwirtschaft ergeben würde. Auf Grund dieser Indizien kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß die Preise landwirtschaftlicher Produkte in Westdeutschland gegenwärtig um ein Drittel höher sind, als sie bei einer freien Eingliederung in den Weltmarkt liegen würden, oder, anders ausgedrückt, unsere Ernährung könnte um 10 bis 15 Prozent billiger sein. Das bedeutet, daß — legt man die Weltmarktpreise zugrunde — die deutschen Bauern 5 Milliarden zuviel einnehmen beziehungsweise die deutschen Konsumenten außer den Beträgen, die sie als Steuern für den Grünen Plan und sonstige Subventionen für die Landwirtschaft leisten, 5 Milliarden DM für die Erhaltung des deutschen Bauerntums aufbringen, und zwar in Form höherer Preise für die landwirtschaftlichen Produkte . . .

Besitzkonzentration

In welchem Umfang das Aktienkapital der westdeutschen Gesellschaften von Großaktionären kontrolliert wird, hat das Statistische Bundesamt in einer Untersuchung über „Das Eigentum am Kapital der deutschen Aktiengesellschaften“ dargelegt. Die dabei errechneten Anteile sind eher zu niedrig als zu hoch bemessen, erklärt die „Deutsche Zeitung“, denn von

1. Geben Sie niemals zu klare Anweisungen, damit Sie für alle vor kommenden Fehler Ihre Mitarbeiter verantwortlich machen können.

*

2. Wenn ein Mitarbeiter mit einer Frage kommt, sagen Sie: „Machen Sie es, wie Sie wollen!“ Stellen Sie ihn dann scharf zur Rede, wenn er es nicht so macht, wie Sie es sich vorgestellt haben.

*

3. Loben Sie die Mitarbeiter nie, das macht sie nur übermütig. Tadeln Sie dagegen häufig; schauen Sie sich jede Arbeit kritisch an. Sie werden schon irgend etwas daran auszusetzen finden.

*

4. Lassen Sie die Mitarbeiter stets über Ihre Pläne und Absichten im unklaren. Das Denken und Planen ist ausschließlich Ihre Sache; treten Sie jedem Versuch eines Mitarbeiters, mitdenken zu wollen oder gar Ihnen Vorschläge zu machen, entschieden entgegen.

*

5. Jeder Mensch hat Schwächen (außer Ihnen natürlich!). Beobachten Sie die Schwächen Ihrer Mitarbeiter und halten Sie sie ihnen bei jeder Gelegenheit vor, besonders dann, wenn andere zuhören.

*

6. Lassen Sie die Mitarbeiter fühlen, daß Ihr Schicksal allein von Ihnen abhängt. Halten Sie sie stets im ungewissen über Ihre Beurteilung und über das, was Sie mit ihnen vorhaben.

*

7. Geben Sie unter keinen Umständen einen eigenen Fehler oder Irrtum zu. Beharren Sie fest auf Ihrem Standpunkt, auch wenn Sie ihn selbst als falsch erkannt haben. Es wird Ihnen schon gelingen, einen Sündenbock zu finden, auf den Sie die Schuld für einen Fehlschlag abwälzen können.

*

8. Behalten Sie Ihre Fachkenntnisse für sich und lassen Sie die Mitarbeiter nur das Allernötigste wissen. Die Abteilung muß stillstehen, wenn Sie nicht da sind; nur so können Sie Ihre Unentbehrlichkeit beweisen.

*

9. Tun Sie soviel wie möglich selbst und geben Sie den Mitarbeitern deutlich zu verstehen, daß Sie der einzige sind, der alle Arbeiten wirklich beherrscht, und daß Sie nur notgedrungen einige einfachere Arbeiten an die (dafür völlig ungeeigneten) Mitarbeiter abgeben.

*

10. Schieben Sie wichtige Arbeiten bis zur letzten Minute auf. Machen Sie überhaupt alles so eilig wie möglich, auch wenn die fertige Arbeit nachher noch tagelang herumliegt. Welch schönes Gefühl, wenn alles auf Ihren Wink durcheinandereilt und hastet!

Was Besseres . . .

Zwei Besen, die sich seit vier Wochen nicht mehr gesehen und gesprochen, die trafen sich per Zufall vor der Tür des Chefs im Korridor.

„Sieht man“, so rief der eine aus,
„dich auch mal wieder, altes Haus?“

Wie geht's?“ — „Benimm dich“, sprach geziert
der zweite, „nicht so unpoliert,
und laß das ‚du‘, denn dieser Ton
paßt nicht zu meiner Position . . .“

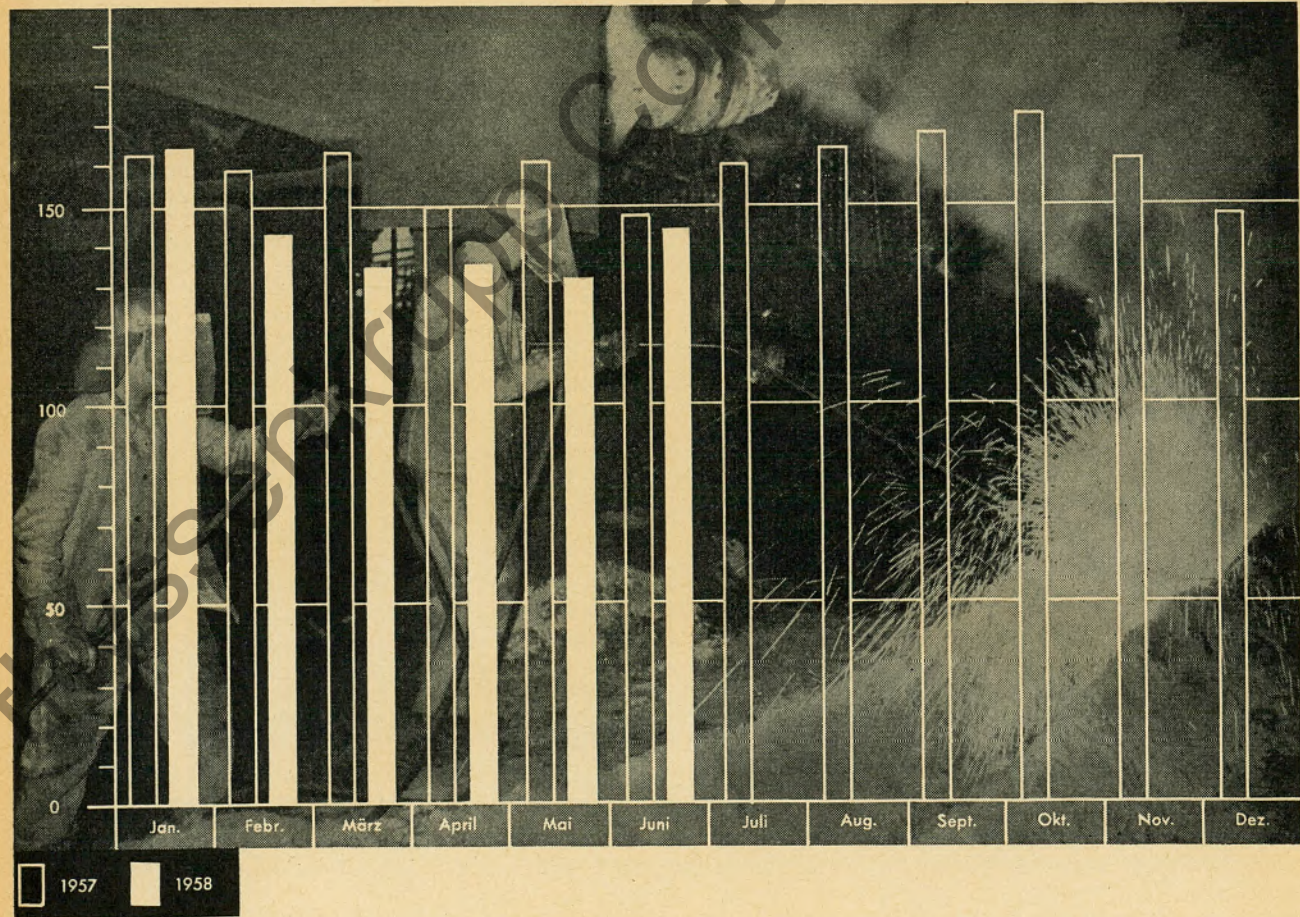
— „Nanu, du bist doch nur ein Besen?“
— „Du irrst: Das bin ich mal gewesen,
doch jetzt bin ich alleiniger
Betriebs-Chefzimmer-Reiniger!“

(Es bleibt dem Leser überlassen,
dies als ein Gleichnis aufzufassen...)
Hadin

den 2577 westdeutschen Aktiengesellschaften konnten erst 1636 mit einem Kapital von 18 Milliarden untersucht werden. Das sind freilich bereits zwei Drittel der Zahl und drei Viertel des Kapitals aller Aktiengesellschaften. Von den 18 Milliarden Kapital gehören 6,2 Milliarden oder 26 Prozent anderen Gesellschaften und 8,1 Milliarden oder 34 Prozent der öffentlichen Hand, Ausländern und sonstigen Dauerbesitzern. So bleiben nach dieser Statistik noch 9,5 Milliarden oder 40 Prozent, die dem Publikumsbesitz zugerechnet werden könnten. Aber die Handbücher und Geschäftsberichte verraten nicht alles, oft nicht einmal die Präsenzlisten in den Hauptversammlungen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sich bei genauer Kenntnis der Besitzverteilung nicht nur bei den 941 nichterfaßten Gesellschaften, die in diesen 40 Prozent enthalten sind, sondern auch in dem als Publikumsbesitz festgestellten Kapital der erfaßten Gesellschaften — es sind nur 16 Prozent der 18 Milliarden — hier und dort beachtliche Pakete in fester Hand offenbaren würden . . .

Ein Vergleich mit der 1936er Konzernstatistik zeigt, daß auf Kosten der freien Aktionäre, deren Anteil am Gesamtkapital damals noch mit 44 Prozent errechnet wurde, die Aktiengesellschaften und die anderen Dauerbesitzer ihre Anteile von damals 24,7 und 31,2 Prozent weiter verstärkt haben . . . Die fast täglich veröffentlichten Nachrichten über hier und dort zusammengekaufte und den Besitzer wechselnde Pakete deuten ebenso wie die an der Börse zu beobachtenden Interessenkäufe in führenden Werten zur Zeit eher auf eine Besitzkonzentration.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160 164 t Nachkriegshöchstherzeugung Okt. 1957 = 175 330 t Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t

TECHNIK *und* PRODUKTION

Steigende Produktivitätsentwicklung

Nach den nunmehr vorliegenden genauen Angaben ist von 1956 auf 1957 das Produktionsergebnis je Arbeiterstunde in der Industrie des Bundesgebietes um 7,5%, das je Beschäftigten hingegen nur um 2,1% gestiegen. Für die großen Industriezweige ergibt sich folgende Zunahme des Produktionsergebnisses: Bergbau je Arbeitsstunde + 5%, je Beschäftigten + 1%, Grundstoff- und Produktionsgüterindustrien je Arbeiterstunde + 9%, je Beschäftigten + 3% (darunter: chemische Industrie + 13% bzw. + 7%). Für die Investitionsgüterindustrien lauten die entsprechenden Zahlen + 5,5% und - 1%, für die Verbrauchsgüterindustrien + 8,5% und + 3% und für die Nahrungs- und Genußmittelindustrien + 8% und + 5%.

Die Vorteile des Fortschritts erkennen

Die Automatisierung wird im Gemeinsamen Markt eine Rolle spielen, wie wir es heute vielleicht noch gar nicht ermessen können. Größerer Markt und größere Konkurrenz verlangen schärfere Kalkulation und rationellere Arbeit. Wir werden uns in diesen Fortschritt schneller hineinfinden müssen als vor 150 Jahren die Weber beim Aufkommen mechanischer Webstühle, als sie sich dagegen stemmten, weil sie um ihre Arbeitsplätze fürchteten, oder die um ihre Zukunft besorgte Schallplattenindustrie bei den ersten Sendungen des Rundfunks. Weder die Weber, noch die Schallplattenproduzenten, noch die Musiker, die diese Platten bespielen, haben ihr Brot verloren. Im Gegenteil: mit Hilfe des Fortschritts konnten sie alle ihre Existenz- und Lebensbedingungen ausbauen und verbessern. Genauso wird es mit der Automation sein. Ein namhafter amerikanischer Ingenieur hat errechnet, daß allein in seinem Lande während der nächsten 10 Jahre durch die Automation 15 Millionen neue Arbeitsstellen geschaffen werden. Freilich sind Ausbildung und Umschulung einige der wichtigsten Voraussetzungen dafür. Diesen langen, aber geraden Weg zur Automation, heißt es in einer Schrift des Rationalisierungs-Kuratoriums der Deutschen Wirtschaft (RKW), gehen die Amerikaner und die Russen; die Industrieländer Europas müssen mitgehen, wenn sie sich steigenden Wohlstand erhalten wollen.

Neuer rauchloser Brennstoff

Einen neuen rauchlosen Brennstoff hat die Abteilung Nordwest der britischen Gasbehörde unter der Bezeichnung „Phimax“ herausgebracht. Dieser rauchlose Brennstoff wird aus Kohle hergestellt, entzündet sich leichter als Kohle, brennt heller und kann, obwohl in erster Linie für die in Großbritannien üblichen offenen Kaminfeuer gedacht, ebensogut auch in Öfen aller Art verwendet werden.

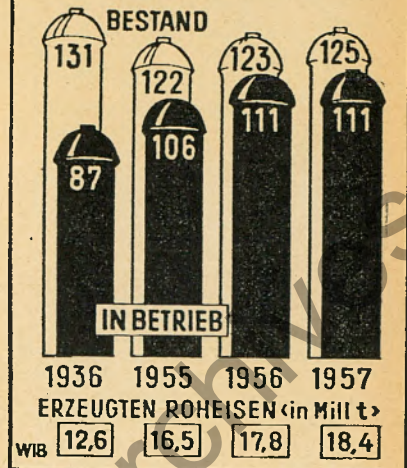
Der Brennstoff erfordert keine besonderen Vorrichtungen, ist völlig rauchlos und sauber in der Handhabung. In kleinen oder großen Stücken brennt er gleich gut. Er ist etwas teurer als die meisten Kohlensorten für Hausbrandzwecke, hat aber einen noch besseren Heizwert.

In dreijährigen Versuchen mit dem „Rochdale“-Verfahren der britischen Gasbehörde bei der Tieftemperaturverkokung haben die amtlichen Ingenieurchemiker den neuen rauchlosen Brennstoff Phimax entwickelt. Er wird in normalen Vertikalofenkammern hergestellt, die durch verhältnismäßig einfache und billige Zusatzeinrichtungen auf das „Rochdale“-Verfahren umgestellt worden sind.

Nach dem jetzt vervollkommenen und im Gaswerk Partington im Großbetrieb angewandten Verfahren wird in die Retorte von unten Gas unter Druck eingeblasen, das durch die mit Kohle beschickte Retorte aufsteigt und sie gleichmäßig erhitzt. Auf diese Weise wird die Kohle bei einer Entgasungstemperatur von 700° bis 800° C ebensoschnell verkokt wie nach den herkömmlichen Verfahren bei einer Entgasungstemperatur um 1100° C.

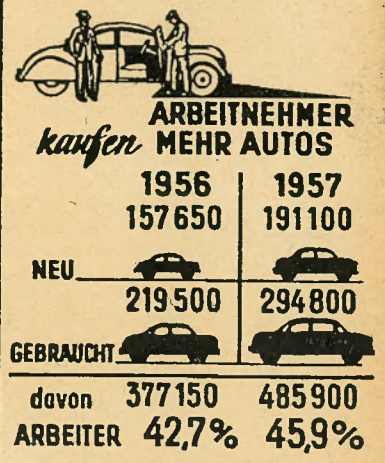
Das neue Verfahren hat den Vorteil, daß die raucherzeugenden Bestandteile aus der Kohle entfernt werden, die meisten anderen Heizwertfaktoren und die dichte Struktur aber erhalten bleiben. Dadurch bleibt auch die leichte Brennbarkeit erhalten.

HOCHÖFEN IN DER BUNDESREPUBLIK

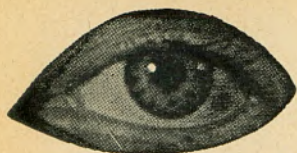


1936 erzeugten 87 unter Feuer stehende Hochöfen in der Bundesrepublik 12,6 Mill. t Roheisen. 1957 waren es 111 mit 18,4 Mill. t Jahresproduktion, d. h. 4,4 v. H. mehr als 1956. Die Zuwachsrate von 1955 auf 1956 hatte dagegen 6,6 v. H. betragen. Das beste, seither nicht wiedererreichte Monatsergebnis in der Roheisenerzeugung wurde im Oktober 1957 mit 1,663 Mill. Tonnen erzielt. 38 600 Arbeiter verdienten Ende 1957 an den Hochöfen ihr Brot, das waren 11,2 v. H. mehr als vor Jahresfrist.

FORTSCHREITENDE MOTORISIERUNG



Die wachsende Beliebtheit des vier-rädrigen „fahrbaren Untersatzes“ gegenüber dem Zweirad mit Motor (Roller, Moped usw.) wird immer deutlicher. Im Jahre 1957 wurde fast eine halbe Million Autos von Arbeitnehmern gekauft. Die Zunahme gegenüber dem Vorjahr betrug 108 750 Fahrzeuge. Von den fabrikneu zugelassenen Personenkraftwagen war dabei der Anteil an allen Neuzulassungen 1957 gleich 37,9 Prozent gegenüber 1956 gleich 34,9 Prozent. Von Arbeitern erworben wurden 1957: 222 800 Autos (davon neue: 74 800), 1956: 160 900 (davon neue: 58 900). Der Kauf von Gebrauchtwagen fand bei Arbeitnehmern und Arbeitern in gleicher Weise steigendes Interesse.



BLICK IN DIE PRESSE

Zwischen Marx und Erhard

Die Resolution zur Wirtschaftsordnung des diesjährigen SPD-Parteitag ist — darüber kann kein Zweifel bestehen — konkreter als alles, was die deutsche Sozialdemokratie zum Thema Wirtschaft in der Nachkriegszeit deklariert hat. Die von der SPD aufgezeigten Ziele der Wirtschaftspolitik, nämlich die stetige Steigerung des Sozialprodukts, die Sicherung der Vollbeschäftigung und die Erhöhung des Lebensstandards, unterscheiden sich in keiner Weise von den Leitgedanken Erhards. Sie sind heute für jede Wirtschaftspolitik ungeschriebenes Gesetz, allein die Wege zu diesen Zielen sind verschieden. Es finden sich auch des weiteren Sätze in der Resolution, die von jedem Nichtsozialisten unterschrieben werden können: Die kleinen und mittleren Unternehmen sollen gestärkt, der Staat soll nur eingreifen, soweit das öffentliche Interesse dies erfordert, und wirtschaftlicher Großmacht ist entgegenzuwirken. Aber bei ihrer öffentlichen Kontrolle beginnt die eigentliche SPD-Programmatik; ihre Instrumente sollen je nach Macht und Bedeutung der zu kontrollierenden Unternehmen von der Fachaufsicht über die Kartell- und Monopolkontrolle und überbetrieblichen Instanzen für Investitionen, Absatz und Preisbildung bis zur Überführung in Gemeineigentum reichen.

Über den Anwendungsbereich des Gemeineigentums hat es viel Streit gegeben. Manche wollen mit Eisen und Stahl beginnen, Deist dagegen mit der Kohle und Kohlechemie. Er sieht nicht zu Unrecht in der Energiewirtschaft den Schlüssel zur gesamten wirtschaftlichen Entwicklung, sie soll deshalb zentral geplant werden. Da mancher erst einmal ein Modell haben möchte für die zukünftige Gestaltung der primären Energieformen, hat man zunächst nur die Atomenergie für die öffentliche Hand und den Kohlebergbau für die Gemeinwirtschaft beansprucht. Seine Gegner fertigte Deist ab, indem er sagte, die SPD könne ja einmal in die Lage kommen, zu tun, was sie wolle, dann müßte sie klare Vorstellungen darüber haben, womit sie zu beginnen hätte. Die Forderung auf Gemeineigentum der Kohlewirtschaft ist zugleich eine Antwort auf deren undiplomatisches Verhalten im Streit um den Kohlepreis mit Erhard, und man kann nicht umhin, festzustellen, daß Deist in der Begründung dieses Postulats sehr klug operiert

hat. — Von grundsätzlicher Bedeutung ist die Beantwortung der Frage, was überhaupt unter Gemeineigentum verstanden wird, und erstmalig hat man nun einen Grundriß der Organisation eines solchen gemeinwirtschaftlichen Bereichs gegeben, so daß endlich auch eine Auseinandersetzung damit möglich ist.

(Der Volkswirt)

Zu einfach

Es ist in unserem Lande zum fast unentbehrlichen Brauch geworden, jede Preiserhöhung damit zu begründen, daß die Löhne gestiegen seien. Die Gedankenverbindung zwischen höheren Löhnen und den Gewerkschaften ist dann nur noch ein sehr kurzer Schritt, so kurz manchmal, daß ein Kurzschluß zustande kommt. So ist es denn kaum noch verwunderlich, daß die Gewerkschaften als Prügelknabe für alles und jedes herhalten müssen, was im Bereich der Löhne und Preise an Unerfreulichem geschieht. Wir meinen, nicht in dem Verdacht zu stehen, etwa den expansiven Lohntheorien eines Agartz zu huldigen oder das Vorgehen der Gewerkschaften bei den letzten Lohnverhandlungen zu billigen.

Um der Sachlichkeit und Ehrlichkeit der lohnpolitischen Auseinandersetzungen willen glauben wir aber, daran erinnern zu sollen, daß die Preise hierzulande noch nicht in den Büros der Gewerkschaften, sondern in den Kalkulations- und Marketing-Abteilungen der Unternehmen „gemacht“ werden. Den dort sitzenden Experten hat es in den letzten Jahren selten an Phantasie und Einfühlungsvermögen in die Möglichkeiten des Marktes gefehlt. Man stöhnt dort wie anderswo zwar über die Sackgasse, in die die Löhne geraten seien und aus der heraus nur der Weg nach oben führe, man übersieht aber häufig geflissentlich, daß sich manche Gewinnspannenkalkulation in gleicher Weise auf eine Einbahnstraße zu bewegt, aus der höchstens der massive Zwang einer bedrohlichen Marktlage wieder herausführt. Die Preisstarrheit, in der sich die amerikanische Rezession abspielt, zeigt dies deutlich. Man macht es sich zu einfach, wenn man die Schuld für die Existenz von Lohn- und Preisspiralen nur und ganz allein den Gewerkschaften in die Schuhe schiebt. Die sogenannte „große Politik“ führt ihr öffentliches Leben zwar auf dem schlichten Pflaster des Gemeinplatzes, für politische Entscheidungen und eine ernsthafte, sachliche Diskussion ist die vereinfachende These aber untauglich.

Dies gilt ganz besonders für komplizierte wirtschaftliche Fragen, wie sie etwa in dem Zusammenhang zwischen Löhnen und Preisen beschlossen liegen. Die Formulierung von Schlagworten, mögen sie noch so elegant sein, führt hier nicht weiter. Schlagworte treffen nicht immer „den Nagel auf den Kopf“, sondern schlagen auch manchmal die Gesprächspartner mit Blindheit. Daran sollte man häufiger denken, wenn man über Löhne und Preise redet.

(Stuttgarter Zeitung)

Unzureichende

Allgemeinbildung

Die Frage der neun- und zehnjährigen Schulpflicht ist auch für den technischen Nachwuchs von Bedeutung, denn der größere Teil . . . unserer Fachschulingenieure gehen den Weg über die Volksschule. Es ist notwendig, ihnen hier ein allgemeines Wissen zu vermitteln, das ihnen später die Ingenieurschule nicht mehr geben kann.

Wir wissen, daß sehr viele Ingenieure bis zum Ende ihrer beruflichen Laufbahn unter den Schwierigkeiten einer nicht ausreichenden Allgemeinbildung leiden. Daß wir in unserer Großen Anfrage gerade die naturwissenschaftlichen und die technischen Bildungseinrichtungen ansprechen, hat seinen Grund darin, daß auf diesen Gebieten die Probleme besonders auf den Nägeln brennen. Wir sind der Meinung, daß darüber hinaus natürlich unser gesamtes Bildungs- und Erziehungswesen einer eingehenden Förderung bedarf.

(Das Parlament)

16 Prozent ohne Wohnung

In einer Erklärung des Deutschen Mieterbundes heißt es: Eine Freigabe der Wohnungsmieten könne erst zur Debatte stehen, wenn der Wohnungsbedarf — vor allem in den Großstädten — einigermaßen befriedigt worden sei. Noch immer warten rund 16 Prozent der Mieter in Westdeutschland auf Wohnungen. Unter diesen Umständen sei der vom Grundbesitzerverband geforderte Übergang zur freien Wohnungswirtschaft noch undiskutabel. Im Althausbesitz vor allem gäbe es zwar erhebliche Verzerrungen des Mietpreisgefüges, jedoch rechtfertige das nicht eine allgemeine Freigabe der Mieten; denn das müsse unabsehbare soziale Härten hervorrufen.

Grundsätzlich arbeite auch der Mieterbund auf einen freien Wohnungsmarkt hin, der um so eher Wirklichkeit werden könne, je stärker die öffentliche Förderung des Wohnbaues betrieben werde.

(Blick in die Wirtschaft)

Verbesserte Lebenshaltung

Die von der amtlichen Statistik beobachteten 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte der mittleren Verbrauchergruppe in der Bundesrepublik gaben im Monatsdurchschnitt 1957 für ihre Lebenshaltung 538 DM aus. Das sind 8 Prozent mehr als im Jahr 1956. Wie bei steigendem Einkommen zu erwarten war, erhöhten sich dabei die Aufwendungen für den gehobenen Bedarf überdurchschnittlich. So stiegen die Ausgaben für Verkehr um 35 Prozent, für Hausrat um 19 Prozent und für Bildung und Unterhaltung um 14 Prozent; die Ausgaben für Ernährung waren dagegen 1957 nur um 4,4 Prozent höher als 1956.

(Schnelldienst des Deutschen Industrieinstitutes)



Unser Briefkasten

Frau Erna B.:

Die Spruchpraxis spricht eindeutig gegen Sie, wie folgendes neues Urteil über einen „Fall“, der dem Ihrigen ähnlich ist, erhellt:

Der 3. Senat entschied in der Sitzung vom 24. August 1957 darüber, unter welchen Voraussetzungen der unschuldig geschiedenen Ehefrau eines verstorbenen Versicherten eine Hinterbliebenenrente aus der Arbeiterrentenversicherung zusteht. Das Landessozialgericht hatte den Anspruch der geschiedenen Ehefrau für unbegründet gehalten, weil ihr früherer Ehemann zur Zeit seines Todes im Jahre 1944 nicht in der Lage gewesen sei, der Klägerin einen, wenn auch noch so geringen Unterhaltsbeitrag zu leisten. Die Klägerin vertrat demgegenüber die Auffassung, daß es für die Frage der Gewährung einer Rente an die unschuldig geschiedene Ehefrau nicht auf die Fähigkeit des Mannes zur Unterhaltsleistung, sondern allein darauf ankommt, ob sie in der Lage sei, durch eigene Einkünfte ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Der Senat wies die Revision der Klägerin zurück. Nach § 1256 Abs. 4 RVO alter Fassung, der für den Anspruch auf Geschiedenen-Witwenrente für die Zeit bis Ende 1956 weiterhin angewandt werden müsse, sei es entscheidend, ob der verstorbene Ehemann zur Zeit des Todes nach den Vorschriften des Ehegesetzes zur Unterhaltsleistung verpflichtet gewesen sei; daran fehle es, wenn der Ehemann seiner geschiedenen Ehefrau unter Mithinrichtung von Unterhaltspflichten gegenüber den Kindern und der neuen Ehefrau keinen Unterhalt zu leisten brauchte. An die Feststellung der Unfähigkeit des Mannes zur Unterhaltsleistung seien aber strenge Anforderungen zu stellen. Da der frühere Ehemann der Klägerin mindestens ein Jahr vor seinem Tode erwerbsunfähig gewesen sei und mit seiner zweiten Frau und den Kindern aus zweiter Ehe von 97,— RM Rente gelebt habe, sei die Leistungsfähigkeit des Ehemannes vom Landessozialgericht ohne Rechtsirrtum verneint worden.

Auch nach dem für die Zeit vom 1. Januar 1957 ab anzuwendenden neuen Recht (§ 1265 RVO) stehe der Klägerin keine Hinterbliebenenrente zu. Zwar sei bei Begrenzung der Hinterbliebenenrente durch die Höhe des Anspruchs auf Unterhaltsleistung, wie sie § 1272 Abs. 4 RVO alter Fassung vorgesehen habe, nunmehr bei Todesfällen, die nach dem 31. Dezember 1956 eingetreten seien, beseitigt, die Höhe der der geschiedenen Ehefrau

zu gewährenden Rente richte sich in diesen Fällen nach der Dauer der Ehe der geschiedenen Ehefrau mit dem Versicherten (§ 1268 Abs. RVO n. F.). Diese neue Vorschrift betreffe jedoch nur die Berechnung der Hinterbliebenenrente und gestatte keinen Rückschluß darauf, ob der geschiedenen Frau überhaupt ein Anspruch auf Hinterbliebenenrente zustehe. Im vorliegenden Falle sei daher nach wie vor entscheidend, daß der Ehemann zur Zeit seines Todes nicht fähig gewesen sei, seiner geschiedenen Frau Unterhalt zu leisten.

Jeder von uns

hat manchmal so eine Zeit, wo ihm gar nichts recht ist. Der Ehemann schaut nicht freundlich genug, die Kinder sind nicht zu bändigen, und das Wirtschaftsgeld reicht an allen Ecken und Enden nicht. Man wird mühsam und unzufrieden und weiß eigentlich gar nicht mehr, „wofür man sich eigentlich plagt“. Man beginnt auf andere zu sehen, die sich dies und jenes leisten können, eine herrliche Reise, eine große Anschaffung gemacht haben...

Dann passiert es eines Tages: Das Bübchen, das man eben noch so un-

erträglich lebhaft fand, fällt beim Spiel und bricht sich einen Fuß. Es ist ein komplizierter Bruch. Das Kind muß ins Krankenhaus. Aufregung, Sorge, Krankenwagen — wohin mit den anderen Kindern? Ach, alles geht drunter und drüber.

Abends liegt man erschöpft im Bett und denkt: Auch das noch! Doch dann denkt man plötzlich weiter: Wie schön war es gestern, vorgestern und alle die Tage vorher. Während die Kinder im Park spielten, konnte man ruhig seine Arbeit machen, und am Abend war es dann still. Ach, was gäbe man jetzt dafür, wenn Bübchen im Kinderzimmer ruhig schlafen würde. Ob er Schmerzen hat oder Heimweh? Wie wird man es morgen einteilen, um ihn zu besuchen? Und eine Menge Geld wird die Sache auch wieder kosten. Doch das ist jetzt nebensächlich. Wenn nur überhaupt alles wieder gut wird!

Ja, es ist schon so: Es muß zuerst ein größerer oder kleinerer Schicksalsschlag kommen, damit man sieht, wie schön doch das „ganz normale“ Leben ohne jede Attraktion und freilich auch ohne besonderes Glanzlicht ist. Gesundheit und Harmonie allein sind der Zufriedenheit wert. R. D.

Wohnungstausch

Biete: 3½ Zimmer, 60 qm, mit Bad, I. Etage, Werkswohnung, Miete 58,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer mit Bad, Miete bis 80,— DM. (279)

Biete: 3 Zimmer, 36 qm, mit Bad, Neubau, Privatwohnung, Zweifamilienhaus, Miete 36,50 DM.

Suche: 2 Zimmer mit Kochküche, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (280)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung in Hombruch, Miete 25,— DM.

Suche: 3 Zimmer in Hombruch, Miete bis 60,— DM. (281)

Biete: 2 Mansarden mit Kochnische, abgeschlossen, 35 qm, Miete 35,— DM.

Suche: 2—3½ Zimmer, möglichst östlicher Vorort Dortmunds. (282)

Biete: 2 Zimmer, 36 qm, Miete 18,— DM.

Suche: 2½—3½ Zimmer, Miete bis 70,— DM. (283)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Bad, Werkswohnung, Miete 50,— DM.

Suche: 3-Zimmer-Wohnung am südlichen Stadtrand oder außerhalb. (284)

Biete: 3 Zimmer mit nichteingerichtetem Bad, 34 qm, abgeschlossen, Neubau, Miete 47,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, Hochparterre oder I. Etage Bedingung, Miete bis 75,— DM. (285)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, Miete 28,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit oder ohne Kochküche, Miete bis 60,— DM. (286)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlos., werksgebunden, Miete 50,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, möglichst mit Bad, abgeschlossen, Werksnähe, Miete bis 100,— DM. (287)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, Balkon, Speisekammer, Miete 66,— DM.

Suche: 3 Zimmer und Kochküche, möglichst mit Bad, Miete bis 80,— DM. (288)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Toilette, abgeschlossen, im Vorort, Miete 41,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, Privatwohnung, kein Vorort, Miete bis 50,— DM. (289)

Biete: 2 Mansarden, abgeschlossen, Privatwohnung, Miete 28,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer, möglichst abgeschlossen, nicht im Vorort, Miete bis 60,— DM. (290)

Biete: 3 Zimmer, 25 qm, Altbau, Parterre, Miete 42,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer, eventuell mit Bad, Miete bis 70,— DM (291)

Biete: 4½ Zimmer mit Bad, I. Etage, Miete 70,— DM.

Suche: 3½ Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 50,— DM. (292)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkruf 41 16 (Ottensmeyer).

Drei Dinge

Drei Dinge sind,
die das Leben wert machen:
ein treues Weib, ein geliebtes Kind
und beim Schaffen ein fröhliches
Lachen.

Glaub an die Treue:
Sie wird dir erhalten
die Liebe — und aufs neue
dein Glück gestalten.

Die Liebe wahre,
daß sie dich trägt
durch Tage und Jahre,
dich treulich umhegt...

Drei Dinge sind,
die das Leben wert machen:
ein treues Weib, ein geliebtes Kind
und beim Schaffen ein fröhliches
Lachen.
A.-G. H.

Gut angezeigt . . .

Inserat einer automatischen Wäsche-
rei: „Lassen Sie Ihre Kleider bei uns
und machen Sie sich einen vergnügten
Nachmittag.“

Inserat eines Privatmannes: „Zu ver-
kaufen — Vollständiges, dreißig-
bändiges Lexikon, Jahrgang 1948. —
Völlig unbenutzt — meine Frau weiß
alles.“

Inserat eines Frisiersalons in der
Nähe des UNO-Gebäudes: „Friseur
gesucht — Muß intelligent über die
Weltlage plaudern können.“

Inserat eines Möbelgeschäftes: „Ver-
suchen Sie es mit unserem Abzah-
lungssystem: 100 Prozent Anzahlung
und keine Sorgen um die späteren
Raten.“

Inserat einer Volkshochschule, die
Abendkurse für Erwachsene in fol-
gender Reihenfolge ankündigt: „Die
Kunst zuzuhören“, „Vorschule zur
Ehe“.

Inserat eines Konfektionsgeschäftes:
„Wir führen alles für große Damen,
ausgenommen große Männer.“

Das fanden wir ergötzlich in
DAS BESTE aus READER'S DIGEST

Das interessiert die Frau

Die Ehefrauen sind überlastet

Die Zahl der erwerbstätigen Mütter ist im Bundesgebiet seit 1950 um 52 Prozent angestiegen. Zweieinhalb Millionen der insgesamt 6,3 Millionen berufstätigen Frauen arbeiten täglich rund 16 Stunden, um die Berufs- und Hausarbeit bewältigen zu können. Die Folgen dieser dauernden Doppelbelastung der berufstätigen Familienmütter sind alarmierend:

Vom Deutschen Müttergenesungswerk durchgeführte ärztliche Untersuchungen ergaben bei 100 Frauen 180 verschiedene Krankheiten. 71 Prozent der von Berufs- und Familienlasten überforderten Mütter litten an schweren nervösen Erschöpfungszuständen und 37 Prozent an akuten Herz- und Kreislaufschäden. Das bedeutet, daß viermal soviel erwerbstätige Mütter managerkrank sind wie Männer.

Die Männer arbeiten durchschnittlich 45 Stunden in der Woche. Die berufstätigen Ehefrauen häufig bis zu 109 Stunden. Dieses Ergebnis der neuesten Untersuchungen über die „außerhäusliche Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen“ ergab außerdem, daß 79,1 Prozent der berufstätigen Familienmütter mit Kindern auch ihren Urlaub und ihre Sonntage für häusliche Arbeiten verwenden müssen, um ihre doppelten Pflichten erfüllen zu können.

Die athletische Leistung der Frauen

Haushaltsarbeit ist immer noch eine Arbeit zweiter Klasse. Sie ist viel zu selbstverständlich, zu pflichtgebunden, zu unauffällig. Scheuern, Kochen, Strümpfestopfen sind banale Dinge, lebensnotwendig, doch nicht produktiv. Die Ehemänner machen sich keine Gedanken darüber, sie befürworten ihre Fünftagewoche, kämpfen um bessere Löhne und Gehälter und vergessen darüber nur allzuleicht die eigene unermüdliche Hausfrau, die kaum einen Feierabend kennt und die auch dann noch auf den Beinen ist, wenn wir die unsrigen nach getaner Arbeit in Feierabendstimmung unter den gedeckten Abendbrottisch stecken.

Lassen wir ein paar Zahlen sprechen! Sie sind unwiderlegbar, errechnet von einem Mann, der glücklich verheiratet ist und der die Hausfrauenarbeit stets zu würdigen verstand, indem er sie oft anerkannte, nicht erst zur Silberhochzeit, nach 25jähriger Ehe, die als Zeiteinheit diesen Berechnungen zugrunde gelegt wurde.

Bei einer vierköpfigen Familie und einer Dreizimmerwohnung säubert eine Hausfrau innerhalb von 25 Jahren so viel Quadratkilometer, wie eine Stadt etwa von der Größe Stuttgarts hat. Sie putzt rund 20 000 Fenster mit einer Gesamtfläche von etwa 1000 Einfamilienhäusern und trägt so viel Wasser herbei, daß man damit eimerweise etwa drei Hallenschwimmbäder mittlerer Größe füllen könnte.

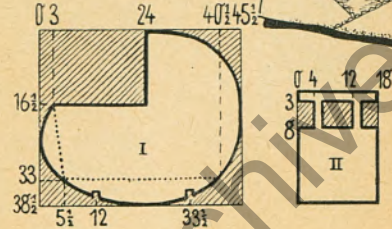
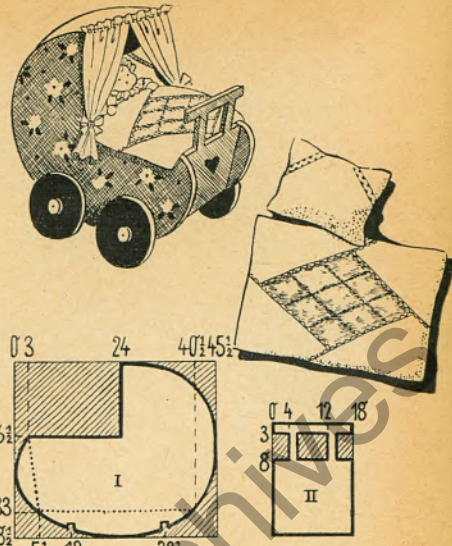
Stapelt man alle Teller, die von einer Hausfrau bis zur Silberhochzeit abgewaschen wurden, übereinander, so ergäbe das zehn Tellersäulen von der Höhe des Pariser Eiffelturms. Mit den abgetrockneten Geschirrmengen könnte man 200 Güterwagen vollpacken, und mit dem dazu nötigen heißen Aufwaschwasser würden rund 1000 Badewannen randvoll. Bei der Zubereitung der Mahlzeiten verarbeitet eine Hausfrau so viel Gemüse, wie eine Stadt von 15 000 Einwohnern zu einer Mittagsmahlzeit aufißt. Allein die von ihr geschälten Kartoffeln würden ausreichen, um mit den Schalen das Olympiastadion in Berlin zehn Zentimeter hoch zu bedecken. Die von der Hausfrau abgeschnittenen Brotscheiben — als Silberbraut hat sie etwa 300 000 Stullen geschnitten und häufig auch noch geschmiert — würden einen Berg wie die Zugspitze noch um 100 Meter überragen.

Wenn man nun noch bedenkt, daß heute 34 Prozent aller Ehefrauen obendrein noch berufstätig sind, die ihre Hausfrauenarbeit „nebenbei“ miterledigen, so kann man mit Wilhelm Busch leicht verändert sagen: „Hausfrau werden ist nicht schwer, Hausfrau sein dagegen sehr.“

Peter geht zum Fußballplatz

Ein praktisches Sporthemd und eine kurze Hose aus kräftigem Waschstoff — nach einfachsten Schnitten von Mutter leicht zu schneiden —, das ist die richtige Freizeitkleidung für junge Burschen. — Das Sporthemd für 14- bis 15jährige erfordert 2 m Stoff, 80 cm breit. Figur I = Vorderteil, II = Rückenhälfte, III = Ärmelhälfte, IV = Kragenhälfte. Figur I zweimal mit 7 cm breitem Einschlag am Vorderrand zuschneiden, Figur II einmal im Stoffbruch, Figur III und IV zweimal im Stoffbruch. Nähte zugeben. Die Taschen im Schrägfadenlauf sind $11\frac{1}{2} \times 11\frac{1}{2}$ cm groß. Untere Taschenteile $14\frac{1}{2}$ cm breit zuschneiden, beiderseits der Mitte eine Falte einlegen, Taschenklappen bildgemäß ausführen. In linker vorderer Mitte fünf Knopflöcher einarbeiten. Achsel- und Seitennähte schließen (Rückenachsel einhalten und seitlich ab Pfeil Schlitzze offen lassen), Schlitzze und unteren Hemdbrand säumen. Ärmelnaht schließen, unteren Rand zum Aufschlag falten, Ärmel Naht auf Naht einsetzen. Die Außenränder der Kragenteile verstürzen, den Halsrand des Hemdes bis zur vorderen Mitte zwischen die inneren Kragenränder fassen.

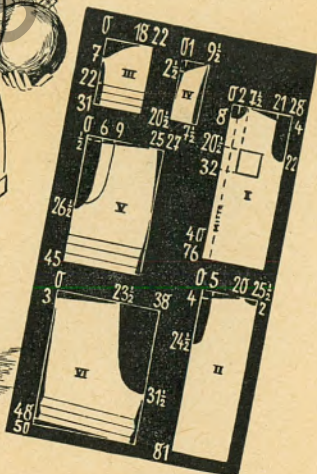
Die Hose erfordert 1 m Stoff, 80 cm breit. Figur V = vorderer, VI = rückwärtiger Teil. Beides zweimal zuschneiden. Knopf- und Knopflochpatte für den verdeckten vorderen Knopfschluß der Linie auf Figur V gemäß zuschneiden. Knopfpatte füttern und dem rechten Teil anfügen. Dem unterlegten linken Teil die doppelte Knopflochpatte liniengemäß untersteppen. Bei den Seitennähten Taschenbeutel einarbeiten. Nähte schließen, untere Beinlingränder zum Aufschlag falten, rückwärtigen oberen Hosenrand um 6 cm einreihen, Hose in 3 cm breiten, doppelten Bund fassen, dabei Spangen zum Hindurchleiten des Ledergürtels anbringen.



Puppenmutter hat Geburtstag

Dieser schöne Puppenwagen, den Vater aus 6 mm und 15 mm starkem Holz bastelt und Mutter mit Bettchen und Vorhängen ausstattet, wird helle Begeisterung bei Klein-Inge auslösen. Man braucht aus dem dünnen Holz zwei Seitenwände nach Figur I, eine Vorderwand nach Figur II und den 18×36 cm großen Boden. Die im Durchmesser $12\frac{1}{2}$ cm großen Räder und die 2×21 cm großen Achsen sind aus dem starken Holz zu arbeiten. Nachdem alle Teile ausgesägt sind, leimt und nagelt man zwischen die Seitenwände punktliniengemäß Vorderwand und Boden und in die unteren Einschnitte die Achsen. Nun streicht man den Wagen hellblau, bemalt ihn mit bunten Blümchen, lackiert ihn und schraubt zuletzt die roten Räder, auf deren Mitte eine kleine runde Scheibe geleimt wird, an. Jetzt ist Mutter an der Reihe. Zunächst spannt sie über die rückwärtige Verdeckrundaung bis zum Boden einen Stoffrest, aus dem auch die Vorhänge genäht werden, die am oberen Verdeckrand auf ein straffgespanntes Leinenband gekräuselt werden. Die Innenausstattung besteht aus einem 21×39 cm großen Unterbett, dem 18×21 cm großen Kopfkissen, das einen kleinen Ausputz aus Zackenlitze erhält, und dem 21×28 cm großen Steppdeckchen. Hierfür nimmt Mutter doppelte Lagenwatte, bezieht sie beiderseits mit lachsrosa Kunstseide und steppt sie über Eck in Karos ab. Für den Bezug werden an die 21×28 cm große Unterseite vier an den schrägen Seiten mit Zackenlitze versäuberte Dreiecke gesteppt, deren eine gerade Seite 13 m, die andere 17 cm mißt. Nähte überall zugeben.

WIR
SCHNEIDERN
SELBST





Taufrisch auch bei Hitze

Die erste tropische Hitzewelle dieses ungewöhnlichen Sommers ist abgeklungen; doch ist zu erwarten, daß weitere ihr folgen werden. Statt nun über das kletternde Thermometer zu stöhnen, wollen wir uns lieber ein wenig Mühe geben, so adrett und frisch daherzukommen, daß wir selbst und alle, die uns sehen, vergessen, wie heiß es ist.

Sicher haben Sie selbst schon festgestellt, daß es ein zweifelhaftes Vergnügen ist, in den Straßen der Stadt schulterfrei herumzuspazieren. Abgesehen davon, daß es stillos wirkt und im Menschengedrange auch nicht gerade appetitlich ist, verursacht die strammsitzende Corsage mehr Hitze als ein winziges Ärmelchen oder ein angeschnittener Träger an einem lockergehaltenen Kleid.

Apropos Träger: Schlimmer als ein wenig „Speck“, der vielleicht aus einem großzügigen Ausschnitt herauschauen mag, ist ein sichtbares buntes Allerlei von Wäscheträgern! Wenn man schon an der Oberkleidung sparen kann, dann genügt darunter ein Minimum: gutsitzender Büstenhalter, Slip und Halbunterrock. Leichtste Stoffe haben bei tropischen Temperaturen ihre große Zeit, ganz besonders dann, wenn sie nicht oder wenig gebügelt zu werden brauchen. Am besten ist man mit weitem Rock und ärmellosem, ausgeschnittenem Oberteil für Hitzetage gerüstet. Der modische Chic ergibt sich aus der raffinierten Zusammenstellung der Farben und der geschickten Verwendung breiter Gürtel. Ein blauer Rock, mandarinfarbenes Oberteil und zitronengelber Gürtel machen sich z. B. sehr flott; auch Grün, Violett und Silbergrau, Rosa, Schwarz und Olive oder Koralle, Schwarz und Sandfarbe sind aparte und zugleich praktische Zusammenstellungen.

Kleider aus zartgemusterten „Perlon“-geweben bewähren sich auch bei größten Zumutungen, wie etwa stundenlangem Sitzen im Auto, im Zug oder Büro. Es gibt da sehr hübsche, durchweg permanent-plissierte „Perlon“-krepps, die

den Kleidern bei aller Luftigkeit Form geben. Auch schmale, ärmellose Honan-Kleidchen im Hemdblusenschnitt mit großem viereckigem Ausschnitt oder Stillekleider aus Chiffon mit angekrausstem Rock und breitem Ausschnitt, der über den Schultern nur mit ganz dünnen Schleifen gehalten wird, sind bei 35 Grad im Schatten eine Wohltat. Frauen mit starken Oberarmen sollten einen Kimono-

schnitt mit lockerem Halbärmel vorziehen; er ist ebenfalls luftig und leicht. Täglicher Wäschewechsel ist im Zeitalter der synthetischen Fasern kein Problem mehr. Mit dem Make-up sehr sparsam umgehen, aber sehr sorgfältige Haut- und Haarpflege treiben und Hände wie Füße gut behandeln — das gehört zu den wichtigsten Voraussetzungen, wenn man sich auch bei Hitze wohl fühlen will.

Nicht neu — und trotzdem ganz modern

Über Nacht hat die Mode ein neues Gesicht bekommen. Schneller als bisher hat sie sich geändert. Das Auge gewöhnt sich eher daran, als man glaubt und zugeben will; als alt und langweilig erscheint heute, was gestern als reizvoll beschrieben wurde.

So steht man vor dem Kleiderschrank und hat wieder einmal nichts anzuziehen. Der schwarze Mantel vom vorigen Jahr hängt traurig da. Ganz uninteressant wirkt er nun, da Spindelform und Stil 1925 die Schlagworte der Mode sind. Zu dieser Zeit hatten die Mäntel keinen



Knopf, keinen Verschluss, mit viel Chic jedoch haben es ihre Trägerinnen damals verstanden, sich in sie einzuhüllen. Schwarzes Gros-Grain-Band könnte die Knopflöcher geschickt verdecken, eine Schleife am Saum würde sehr à la Givenchy wirken, besonders, wenn der breite Kragen das Zeitliche gesegnet haben wird.

Das Kostüm wirkt nicht klassisch, sondern einfach unmodern. Weg mit dem Schalkrätzelchen und fort mit dem Schößchen! Da, wo einst kunstvolle Abnäher waren, um alle Kurven ausdrucksvoller zu gestalten, wird ein Keil aus Faille eingesetzt und als Bordüre weitergeführt. An Ärmeln und Rock wird dies wiederholt und dadurch betont. Und ebenfalls aus Seide ist der überdimensionale Rollkragen, den man nach Belieben drapieren kann, weil er ein Stück für sich ist.

In der Form von 1956/57 hat das Chemisierkleid seine Beliebtheit eingebüßt. Und unten abgeschnitten würde es, wenn man nicht den Rock um jene fünf Zentimeter heraufgeschoben hätte, um ein Deux-Pièces nach allerletzter Mode zu zaubern. In das Dekolleté kommt irgendein amüsanter Stoff, auch um die verkürzten Ärmel zu verlängern oder eine Bluse vorzutauschen. Für abends kann diese durch Lamé ersetzt werden oder durch viele Perlenschnüre.

Futteraleng ist natürlich, wie es sich gehört, das Cocktailkleid des vorigen Winters. Auch war es meisterhaft drapiert, um ja nur alle Formen, alle Tricks spielen lassen zu können. Das war einmal. Die Idee des breiten inkrustierten Moiréstreifens stammt von Balenciaga und ist wie geschaffen, um all das zu ersetzen, was sich vorher um die Taille abgespielt hat. Damit aber auch die beste Freundin das alte Kleid nicht wiedererkennen kann, wird überdies der Ausschnitt verändert. Damit die Herren der Schöpfung auch etwas zu sehen bekommen, reicht er im Rücken bis zum Moiréstreifen herunter.

Ganz auf Hitze zugeschnitten

Man nehme einen luftig leichten Seidenbatist — so leicht, daß man ihn am kleinen Finger tragen könnte —, lasse daraus einen weiten, weiten Rock entstehen, dazu ein um so sparsamerer Ober- und hänge das Ganze mit grazilen Bindeträgerchen an den Schultern auf. Fertig ist das idealste aller Hitze Kleider für unsere kleinen Evas, deren Eitelkeit auch die heißeste Sonne nicht wegzu-schmelzen vermag. Weil man aber gerade dann, und bei Kindern besonders, auf alles Drumherum gern verzichtet und höchstens hier eine große Tasche, dort eine Blende und bestenfalls noch Knöpfe zum bequemen Einschlupf duldet, triumphieren jetzt ganz und gar die Stoffe in ihren zauberhaften Musterungen. Der Seidenbatist darf mit Biedermeierroschen übersät sein oder mit vielen kringeligen Margeriten, er darf natürlich auch von

einem pastelligen „Perlon“ vertreten werden oder von leichter, lustig bedruckter Zellwollmusseline oder gar von einer schmeichelnden, übertupften Seide. Der angehende Backfisch — pardon: Teenager — schwärmt von hauchdünner Streifenseide, bei der durch geschickte Abnäher in der Hüftpartie ein hübscher Uni-Effekt jeden weiteren Zierat am Kleid überflüssig macht. Die gleichalterige Freundin ist wieder mehr auf Punkte versessen und möchte ein Kleid mit Stufenrock. Eine kleine Sextanerin dagegen hat sich auf dem Schulweg bereits ein Schaulusterkleid aus handfester, kunterbunter, leinenartiger Zellwolle zum Lieblingskleid erkoren, während ihre achtjährige Schwester die Mutti beschwört, das neue Strandkleid mit dem Apfel-, Birnen-, Kirschenmuster so zu schneiden, daß man es — rutsch! — fallen lassen kann, um dann im Strandanzug vom gleichen Stoff über die sommerliche Wiese toll zu können. Worauf die Mutti eine Knopfreihe von oben bis unten einplant und vom Rest des Stoffes noch ein Strindhöschen mit Brustlatz und Litzen-schmuck für ihren Dreikäsehoch fabriziert. Solche Spielhöschen mit Flatterblüschchen darüber oder kleinen Boleros, mit Hawaii-Hemdchen oder Ballerina-Volants auf den Plusterhöschen bleiben natürlich das A und O im Sommerprogramm aller kleinen Leute, die ihre Hundstage noch ganz und gar da verbringen dürfen, wo es ihnen gefällt: im Garten, am Strand oder im Wasser. Sie stellen noch keine großen



Ansprüche an die Schneiderkünste der Mutter, und aus einem Nicht-viel-Mehr als einem Taschentuch sind ihre Kleiderwünsche im Nu gezaubert.

Ein Rock und viele bunte Tüchlein

Welches junge Mädchen träumt nicht davon, mit der Mode zu gehen, auch wenn der Garderobenetat noch so schmal bemessen ist? Nun, in diesem Sommer ist es nicht gar so schwer, Modewünsche und Geldbeutel auf einen Nenner zu bringen. Vor allem die Röcke sind es, die alle Teenager-Herzen höher schlagen lassen. Im Grunde genommen sind sie alle ganz einfach geschnitten — in der Taille gekraust, vier Bahnen und ein Bündchen. Was sie so schick und modisch erscheinen läßt, ist die Ausschmückung: Tressen und Borten, Samtbesatz und Spitzenblenden. Zunächst einmal brauchen wir einen Rock. Wie gesagt — er ist ganz einfach zu nähen. Besonders hübsch ist er aus einer einfarbigen, leinenartigen Zellwolle, da die groben Gewebe in der Mode dieses Sommers eine wichtige Rolle spielen. Der Clou oder der modische I-Punkt sind die vielen bunten Taschentüchlein, die mit den lustigsten Motiven bedruckt sind und die in Kniehöhe auf den Rock gesteppt werden. Sie wirken wie vergnügte kleine Fensterchen, die, wenn die Zeichnungen der Tüchlein individuell zusammengestellt werden, aufschlußreiche Einblicke in das Teenager-Herz vermitteln.

Müttererholung

als familiengerechte Fürsorge

Wenn Fürsorgerinnen einmal versuchen, in einer Reihe von Familien, die der Hilfe von außen bedürfen, den tieferen Ursachen dieser Hilfsbedürftigkeit nachzugehen, stoßen sie — von äußeren, durch bestimmte Umstände veranlaßten Notsituationen: Krankheit, Arbeitslosigkeit, Heimatvertreibung, Wohnungsnot abgesehen — immer wieder auf die eine: daß die Frau und Familienmutter nicht mehr voll die Fähigkeit besitzt, das Leben der Ihren zu tragen. Viele dieser Frauen und Mütter gingen schon mit einem durch Zeitumstände und -einflüsse geminderten Bestand dieser körperlichen und geistig-seelischen Tragfähigkeit in Ehe und Familie hinein. Sie fanden vielleicht an ihrem Ehepartner auch nicht die Stütze, deren sie bedurft hätten. Bei vielen Müttern konnte das an sich gute und gesunde Maß an Tragfähigkeit nicht den allzu vielen Belastungen standhalten: den Schrecken der Kriegs-, den Nöten der Nachkriegszeit, vielen Geburt, übervieler Arbeit, Eheführung und Ehenöte, Witwenstand, Kindererziehung und Erziehungsnot, stellen manchen Frauen Forderungen, denen sie nicht gewachsen sind. Sie werden gleichgültig, müde, erschöpft.

Der Philosoph Karl Jaspers sagt von seiner 1941 gestorbenen, aus einem alten Bauerngeschlecht stammenden Mutter in seiner „Philosophischen Autobiographie“: „Sie hat meine Kindheit und die meiner Geschwister und unser weiteres Leben mit ihrer unendlichen Liebe verklärt, uns mit ihrem unbändigen Temperament ermutigt, uns mit ihrem über alle Konventionen hinausgehenden Verständnis für unsere Ziele beflügelt, mit ihrer Weisheit geborgen.“

Diese tragende Kraft der Mutter

ist für jedes Kind, für jedes in der Familie sich entwickelnde Leben von großer Bedeutung, wenn auch jede Mutter einmalig in Wesen und Schicksal ist und jede Familie ihr eigenes Gesicht und Gepräge trägt.

Für viele dieser über ihr Maß angespannten Mütter weiß die Fürsorgerin einen erprobten Weg der Hilfe: einen

mehrwöchigen Erholungsaufenthalt in einem der Kur- und Erholungsheime des Deutschen Mütter-Genesungswerkes. Zusammen mit den ehrenamtlichen Helfern der Wohlfahrtsverbände und in Verbindung mit dem Arzt beginnt sie, diesen wichtigen Schritt vorzubereiten, der bedeutet, daß die Mutter für vier Wochen sich trennen soll von Mann, Kindern, Wohnung, Kochtopf, Waschbütte, von vielen kleinen sichtbaren und unsichtbaren Dingen, die sie festhalten. Alles wird ihr auf einmal so lieb!

Die Mutter selbst wird im ruhigen Gespräch gewonnen. Manchmal — bei akuter oder nach akuter Krankheit — gibt es auch nichts zu diskutieren. Da bestimmt der Arzt. Sonst aber muß der Mann für den Plan gewonnen sein. Schwer entschließt er sich. Die Hauspflegerin, die seine Frau vertreten wird, ist ein fremder Mensch im Haus; diese Vorstellung gefällt ihm nicht. Die Kinder sind meist leichter zu begeistern für Mutters Erholung. Finanzierung, Haushaltversorgung, eventuelle Kinderunterbringung sind zu regeln. Die Fürsorgerin geht mit ihren beteiligten Helfern konsequent diesen Weg, weil sie schon bei vielen Müttern und Familien erfuhr, daß er wirklich zur Hilfe wurde.

Diese Hilfe begann manchmal schon mit einer Erkenntnis des Ehemanns während der Abwesenheit der Mutter. „Tue alles für deine Gesundheit.“

Ich weiß jetzt, wie sehr wir dich brauchen,

jetzt sehe ich, was du geleistet hast. Ich habe bloß den kleinen Klaus zu versorgen. Aber der jagt mich schon den ganzen Tag.“ So schreibt der Mann an die Frau, die neben ihrem eigenen Familienhaushalt mit vier Kindern noch den frauenlosen Haushalt des Schwiegervaters betreut.

Die Fürsorgerin weiß, wohin sie die Mütter zur Erholung schickt. Nicht ein beliebiges Hotel, eine Pension, sondern in eigens für sie geschaffene Heime, wo sie von geschulten Leiterinnen erwartet werden. „Überarbeitet, nervös, von Familiensorgen bedrückt, oft genug verbittert und verkrampft kommen viele Frauen zur Kur. Es kommt darauf an, solchen Bann zu lösen in einer Atmosphäre heiterer Ruhe und harmonischen Zusammenseins“, sagt eine Heimleiterin. Eine andere meint: „Ich habe den Eindruck, daß gerade die Frauen, die berufstätig sind und selbst verdienen müssen, Nervenbündel werden und für ihre Familie nicht mehr das sein können, was von der Frau und Mutter verlangt wird. Fast durchweg versagen diese Frauen früher oder später, obwohl sie doch in den meisten Fällen guten Willen haben. Warum kann man es nicht hindern, daß sie arbeiten gehen?“

Die Mütter kommen in Heime, deren Einrichtung und Lebensstil familienhaft sind. Sie kommen in eine

Gemeinschaft von Müttern,

vor der die eine oder andere sich vielleicht zunächst fürchtet: „Ich glaubte etwas zu wissen von den Schwierigkeiten des Zusammenlebens und bin deshalb mit großer Skepsis gekommen. Das enge Zusammenleben mit so vielen Menschen ist doch nur mit Rücksichtnahme, Höflichkeit und viel Takt zu meistern, zumal fast alle mit verbrauchten Nerven zur Erholung kommen. Wie war ich überrascht und erfreut, daß in unserer Gemeinschaft für uns alle ein gutes und schönes Erholen möglich wurde.“ Eine junge Mutter muß — da es im Augenblick nicht anders geht — mit einer Mutter von neun Kindern das Zimmer teilen. Sie ist zunächst eindeutig enttäuscht

darüber. Nach einigen Tagen will die Leiterin sie mit einer gleichaltrigen Frau zusammentun. Aber da wollte sie nicht mehr. Die beiden hatten sich schon so gut zusammengefunden, daß sie sich nicht mehr trennen wollten. Lauter Mütter! Man entdeckt viel Gemeinsames, gleiche Freuden, gleiche Lasten, ähnlichen Kummer. Man entdeckt Frauen, die ungleich mehr belastet sind als man selbst. Man vergleicht und denkt nach. Man rückt manches zurecht, nimmt sich vor, beim Heimkommen sich in diesem oder jenem Punkt zu korrigieren. Der Blick geht über den Horizont der eigenen vier Wände hinaus. Man stützt oder tröstet andere Frauen, man erfährt diese Hilfe und Bestärkung an sich selbst. Man bewundert die Haltung anderer Frauen. Es kommt zu einem neuen

Wertbewußtsein: Wir Mütter!

Dankbar entdeckt man die Gemeinschaft, in der man steht, und erkennt, daß man in aller Gebundenheit des ehelichen, familiären, häuslichen Daseins nicht am Leben vorbeigeht, sondern ihm viel näher als alle andern, nämlich in seiner Mitte ist.

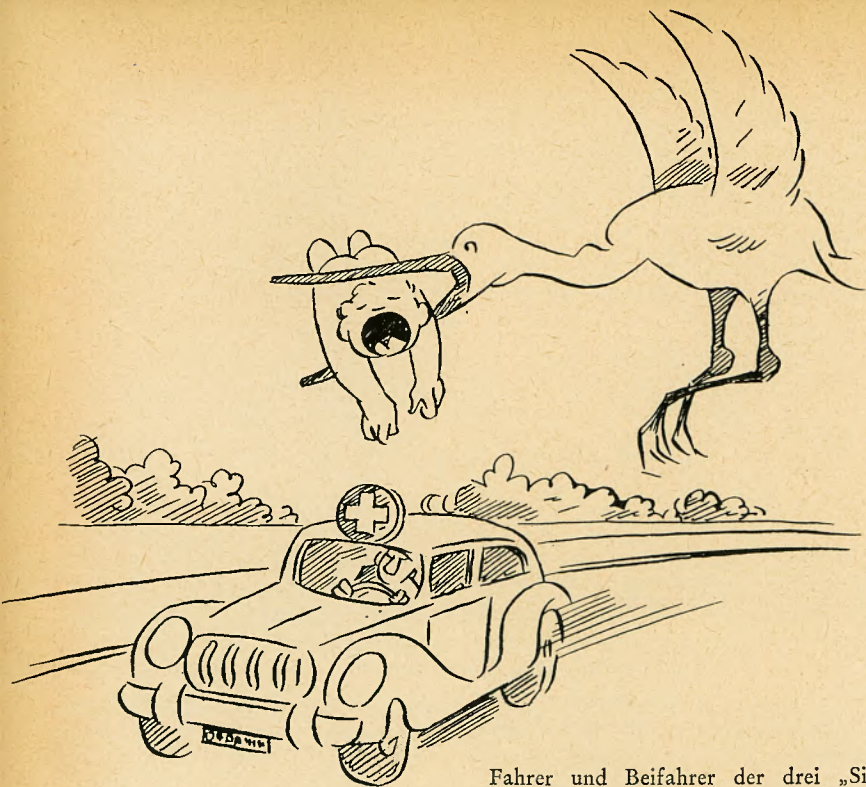
Die Gruppenerholung der Mütter vollzieht sich unter einer klugen Leitung. Daß die Mütter in ihrer Erholungszeit neben gutem Schlaf, köstlichen Mahlzeiten, medizinischen Anwendungen, frohen Spielen, Spaziergängen in Wald und Feld, Baden und Tummeln am Strand, in Wasser, Sonne und Wind auch Hilfen für ihr geistig-seelisches Sein, für ihr gutes Stehen in Ehe und Familie finden, ist der Ferienleiterin sehr angelegen. Sie steht jeder einzelnen von ihnen zur Rücksprache zur Verfügung, im Kreis der Mütter werden die Fragen besprochen, die sie bewegen: Fragen des Ehelebens, der Erziehung, der Familie. So wird Wesentliches klargestellt, praktische An-

regungen für die Beschäftigung mit den Kindern, für Feste, für Heimschmuck werden gegeben. Auch Stille und Besinnung zu ganz persönlicher Einkehr haben Raum in diesen Ferien. Später, schon wieder daheim, schreibt die Mutter: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie hilfreich die Tage dort waren und wie sie in mir weiterwirken. Eine große Helle hat sich in meiner Seele aufgetan. Mancher äußere Eindruck wird verblassen. Aber ich hoffe doch, daß die geistigen Erkenntnisse so lebendig bleiben, daß daraus jeglicher Weg des Lebens recht begangen wird. So wird das Geistige das bleibende Element sein, auch wenn die körperliche Erholung allmählich nachläßt.“

Vier Erholungswochen

gehen zu Ende, und die Mutter kehrt zurück zu ihrer Familie. Fast immer beobachten die Fürsorgerin und jene, die an der Verwirklichung dieser Erholungskur beteiligt waren, daß diese Zeit der Mutter unsagbar gut getan hat; daß sie wieder Mut gewann und Kraft, daß sie sich den ihr Anvertrauten mit neuer Freude und neuer Liebe zuwendet. Ein Mann schreibt: „Wir haben zueinander zurückgefunden, und unser ganzes Verhältnis basiert auf einer festeren Grundlage als zuvor. Seit ihrem Aufenthalt im Müttergenesungsheim ist in meiner Frau eine auffallende Veränderung vorgegangen. Sie hat manches mitgebracht, was uns früher gefehlt hat und sich jetzt zum Guten für die ganze Familie auswirkt.“ Daß die Mütter in ihrem Bemühen und frischen Beginnen beim Heimkommen auch helfend gestützt werden sollten, damit ihre Kraft länger anhält, ist selbstverständlich. Und wenn ihre erste Erholungskur kein voller Erfolg war, und wenn ihre gewonnene Kraft bald wieder verbraucht ist, dann kann sie wiederkommen zu neuem Atemholen. — L. H. —





Die jungen Ehemänner sind ja so dumm!

Unsere Krankenwagen-Fahrer haben
eiserne Nerven und Humor

Fahrer und Beifahrer der drei „Siegfried“ genannten weißen Krankenwagen unserer Werkfeuerwehr verrichten mühevollen, mit schwerer Verantwortung beladene Arbeit. Ihr Tag- und Nachteinsatz steht fast immer unter Vokabeln wie „dringend“, „eilt sehr“, „schnell, schnell“, „Lebensgefahr“ . . . In ihrem Bewußtsein haften traurige und bei tödlichen Unfällen schaurige Bilder. Sie kommen mit so viel Kummer und Schmerzen zusammen, haben so enge Berührung mit Angst und Tod, daß ihre besten Nerven dabei draufgehen würden, wenn sie nicht Auge und Herz auch offenhielten für Drolliges, das sich am Rande der Krankentransporte im pausenlosen Hin und Her der Fahrten ereignet.

Da ist die Geschichte von der Frau, die eilig, eilig zur Entbindung in die Klinik gefahren werden sollte. Der Feuerwehrmann, der atemlos in die Wohnung kommt, findet dort eine munter feiernde Gesellschaft vor. „Wo ist denn die Frau, die . . .?“ — „Ach, das bin ich“, tönt es irgendwo aus dem heiteren Kreise, „warten Sie man noch ein bißchen, Trinken Sie einen Schnaps mit uns . . . und noch einen . . . Dann können wir ja mal sehen, daß wir meinen Koffer finden . . .“ Sie war kaum in der Klinik angekommen, als das Baby auch schon erschien.

Ein andermal ist der

*Klapperstorch in den Krankenwagen
gekommen.*

Die junge Frau auf der Bahre fing während der Fahrt an zu schreien. Der künftige Vater drückte auf die Alarmklingel, der Wagen hielt, und der Beifahrer kam herein. „Hätten Sie ihr doch die Hände festgehalten!“ sagte er vorwurfsvoll, „das hilft doch bei solchen Schmerzen. Aber die jungen Ehemänner sind ja so dumm . . .“ Der dumme junge Ehemann hätte darauf hinweisen können, daß er nicht — wie der Fahrer und der Bei-

fahrer — acht Tage lang in der werkärztlichen Dienststelle medizinisch geschult worden war. Selbst wenn er mit den Grundregeln der „Ersten Hilfe“ vertraut gewesen wäre, hätte er in dieser Situation wohl alles durcheinandergebracht oder total vergessen. Jedenfalls sah er mit unendlicher Erleichterung, wie der Mann in Uniform mit wenigen geschickten Griffen seiner Frau half, und das wilde Hupen, mit dem der Wagen dann Richtung Dudenstift brauste, war die schönste Musik in den Ohren des soeben Vater Gewordenen.

Auf Autofahren reagieren ja die Menschen verschieden. Bei aufgeregten Gemütern tut die Baldrianflasche, die in der „Erste-Hilfe“-Tasche nicht fehlen darf, gute Dienste. Für diejenigen, denen es womöglich noch schlecht wird, ist eine besondere Klingel da, zum Anfordern der Brechschale. Es kommt vor, daß nicht der Patient der Brechschale bedarf, sondern die neben ihm sitzende Begleitperson.

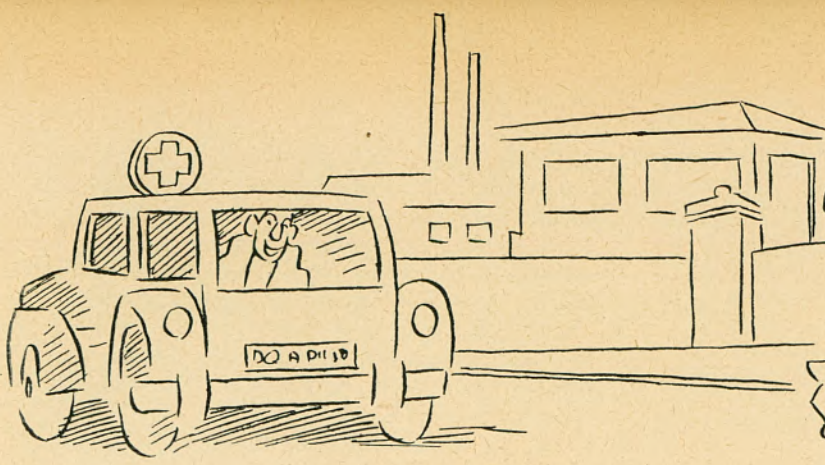
Gewohnt, die Trage zu schleppen, sind die Männer auf einiges an Gewicht gefaßt. Aber wenn man

die 2½ Zentner schwere Frau X.,

die nach einem Sturz nicht gehen kann, drei Treppen runter und dann zum Röntgen ins Krankenhaus gewuchtet hat, ist man doch herzlich froh, wenn sie mit bandagiertem Knöchel selber die Treppen wieder begehen kann.

Wenn man kranke Kinder transportieren will, muß man Geduld mitbringen, Verständnis für ihr ängstliches Weinen und ihr Verlangen, nur bei Mutti auf dem Schoß oder nur bei Vati auf dem Arm zu bleiben. Am besten konnte es mit den Kindern der heute pensionierte Kollege Ernst Schröder. „Wenn man merkt, daß die Kinder schreien, wenn sie nur die Uniform sehen“, sagt er, „dann muß man eben versuchen, sie auf seine Seite zu





bringen. Das erste ist dann: lächeln! Das zweite ist: gut zusprechen! Beileibe nichts vom Krankenhaus sagen! „Wollen wir nicht zusammen ein bißchen spazierenfahren? Mutti fährt auch mit...“ Es dauert gar nicht lange, dann geben sie sich zufrieden, und das Vertrauen zu dem immer lächelnden Onkel ist schon so groß geworden, daß sie die Ärmchen nach ihm ausstrecken.“ „Die Kinder kamen zu Ernst Schröder wie zum Papa“, sagen die Kollegen.

Schmunzelnd denken zwei Fahrer an
„unsern Schädelbruch“.

Sie waren in einen Betrieb geholt worden, wo einer einen Ausleger ins Kreuz bekommen hatte und in verkrampfter Stellung regungslos am Boden lag. Vor den Lippen stand etwas Blut. „Wenn der man nicht schon tot ist“, sagte ein Arbeitskamerad, „sicher ist die Wirbelsäule gebrochen.“ „Wird auch ein Schädelbasisbruch sein“, diagnostizierte einer der Fahrer für sich, „dabei tritt Blut aus den Öffnungen des Kopfes.“ Vorsichtig bettete er im Wagen den Kopf des Verletzten in seinen Schoß, damit der nicht an seinem Blut erstickte.

Im Unfallkrankenhaus warteten unsere Feuerwehrleute gespannt auf das Ergebnis der Untersuchung. „Schädel nicht gebrochen“, sagte der Arzt. Dann tastete er die Wirbelsäule ab: „Alles heil, bis auf die Prellungen. Der Mann ist gesund.“ Auf sprang der Kranke, der in einem Schock befangen gewesen war. Die im Betrieb geäußerte Vermutung, daß er „tot“ wäre, hatte diesen Schock vertieft, der Befund des untersuchenden Arztes hatte ihn gelöst. Das Blut vor seinen Lippen? Er hatte sich auf die Zunge gebissen.

Da ist die Geschichte von dem
Pantoffelheld,

der am Lohnntag immer von seiner Frau oder Tochter am Werkstor abgeholt wurde, damit ja nichts aus der Tüte verlorengehe. Mit „vertretenem“ Fuß ließ er sich ins Unfallkrankenhaus fahren, das er bald durch die Hintertür verließ, die Lohntüte sicher in der Tasche: „Prost, Emma! Steh du man am Tor, bis du schwarz wirst!“

Da war

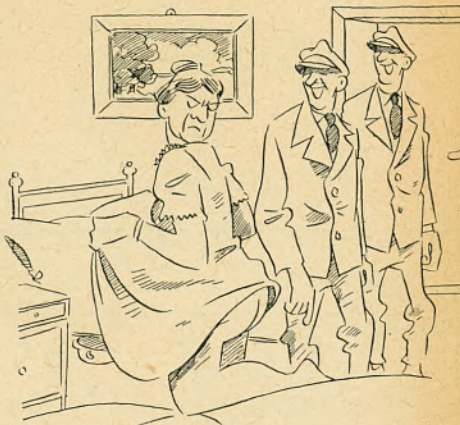
der „unheilbar Tobsüchtige“,

der sich einbildete, der Erfinder der Wasserstoffbombe zu sein. Auf der Bahre festgeschnallt, also des Gebrauchs seiner Arme beraubt, spuckte er die begleitenden Feuerwehrleute mit der Gewalt einer Fontäne an. Nach zwei Beruhigungsspritzen im Leibe wollte er in der Klinik alles kurz und klein schlagen. „Der kommt hier lebend nicht wieder 'raus!“ Nach vier Wochen ging er wieder zur Arbeit, als wenn nichts gewesen wäre.

Da war die Ostarbeiterin, die um ihren Verstand gekommen war und im Nachthemd nach Aplerbeck eingeliefert werden mußte. Sie lachte und sang, scherzte mit Fahrer und Beifahrer, die sie, rechts und links eingehängt, bis an ihr Bett brachten. Als die beiden schon wieder an der Tür waren, brach die Kranke in brüllendes Gelächter aus. Mit beiden Händen hielt sie ihr Nachthemd hoch und: „Hab ich doch vergessen, meinen Schlüpfer anzuziehen!“ schrie sie. (Aber das darf man eigentlich nicht erzählen.)

Schnell, schnell — aber wohin?

„Rrrrrrrr...!“ — „Hier Werkfeuerwehr Westfalenhütte.“ — „Entbindung, eilig...“ „Wir kommen sofort! Wie war der Name? Ja, Hombruch... Hallo, Hallo?! Hallo!!! So ein Rhinoceros! Hängt ein und hat mir die Straße nicht genannt. Hombruch — da am Froschloch hat er gesagt. Na, Jungs, denn seht man zu, wie ihr da zurechtkommt.“ Was das für ein Auftrag war, das kann nur der ermitteln, der selber mal in ähnlicher Mission durch eine windige Regennacht querfeldein wanderte und „da am Froschloch“ wenigstens nach einem Licht suchte, das die Familie auch nicht 'rausgestellt hatte. Schreie wiesen schließlich den Weg zu einer Art Laube, vor der im Dunkeln der verzweifelte Ehemann stand: „Warum dauert es so lange? Ihr habt doch gesagt, ihr kommt gleich!“ — „Wir sind ja auch gleich gekommen, Mann. Aber wenn du uns schon mitten in der Nacht herbestellst, mußt du doch wenigstens dazu sagen, wohin!“ Die jungen Ehemänner sind eben... siehe oben.



Westfälische Wasserburgen

Sucht man im deutschen Land nach alten geschichtlichen Stätten, so bietet sich zuerst eine Vielzahl von Burgen und Schlössern an, erst hernach Rathäuser, Dome und Klöster. Königsburgen, Landesburgen, Adelsburgen, Ordensburgen in ihrer vielfältigen Bildung sind Frucht und Zeugnis der jahrhundertelangen Zersplitterung Deutschlands, der Aufspaltung der Macht in größere, kleine und kleinste Herrschaften. In immer wechselnder Gestaltung, nie sich wiederholend, dehnt sich der deutsche Burgenreichtum von Nord- und Ostsee bis an die Alpen. Nur ein kleiner, aber eigenständiger Teil davon ist die Wasserburgenlandschaft des Niederrheins und Westfalens.

Es ist ein Erbe der Romantik, daß die auf ragendem Bergesgipfel sich erhebenden, weithin sichtbaren Burgen mit ihren Geschichten und Sagen im Bewußtsein des Volkes fortleben; daß sich an den überwachsenen Mauerresten immer aufs neue die Phantasie entzündet. Anders die Wasserburgen. Verschwiegen und versteckt haften sie am flachen Boden der Ebene zwischen Rhein und Teutoburger Wald, im weiten Land oft schwer zu finden und vielerorts von Ausflüglern noch unentdeckt.

Ein ruhiges, breites, gelassenes Leben entfaltet sich in diesen Bauten und verbindet sich überaus angenehm mit der



Wasserburg Gemen bei Borken

lebendigen Natur, mit den Wiesen, Bäumen, Büschen und Wasserflächen dieser stillen und großen Landschaft. Der kühne, erregende Aufschwung, der Reiz der beherrschenden Umschau, das Schwindelnd-Adlerhorstartige der ragenden Höhenburg fehlen, mit anderem Wesen berührt die Wasserburg den aufmerksamen Betrachter. Es ist der stille, volle Einklang von Natur und Bauwerk, ein inniges, freundschaftliches Beieinander von Gebautem und Gewachsenem, vor allem aber der Zauber der umschließenden Wasserflächen, lebendig-ruhiges Widerspiel der Architektur. Kerckerinck zur Borg, Droste zu Vischering, Hoensbroech, Schorlemer-Overhagen, Velen und Gemen — wie die Namen der westfälischen Adelsgeschlechter, so sind auch ihre Wasserhäuser eine Welt für sich, von einer bestimmten, eindringlich redenden Eigenart: nüchtern, kräftig, ernst, verhalten, gelassen.

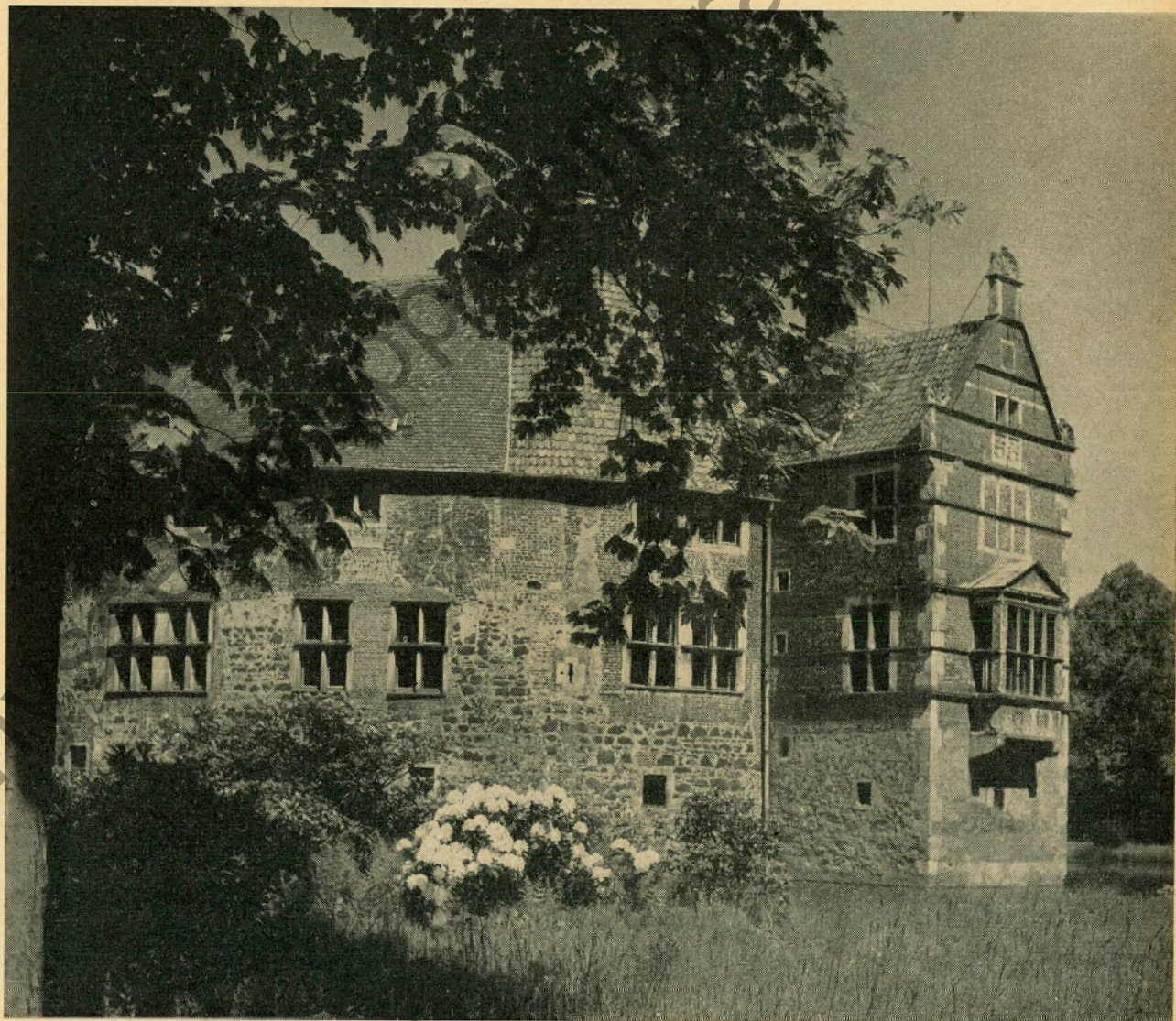
Da ist *Gemen* (bei Borken): uralter Platz auf drei Inseln. Schon zur Germanenzeit militärischer Stützpunkt, entstand das großartige Schloß im 15. und 17. Jahrhundert. Drei Türme fassen die Wohngebäude kräftig zusammen, jener mit der doppelten Haube ist von herrlicher Wirkung: kraftvoll und behäbig, gleicherweise steigend und in sich ruhend — so recht ein Symbol gelassener westfälischer Wesensart.

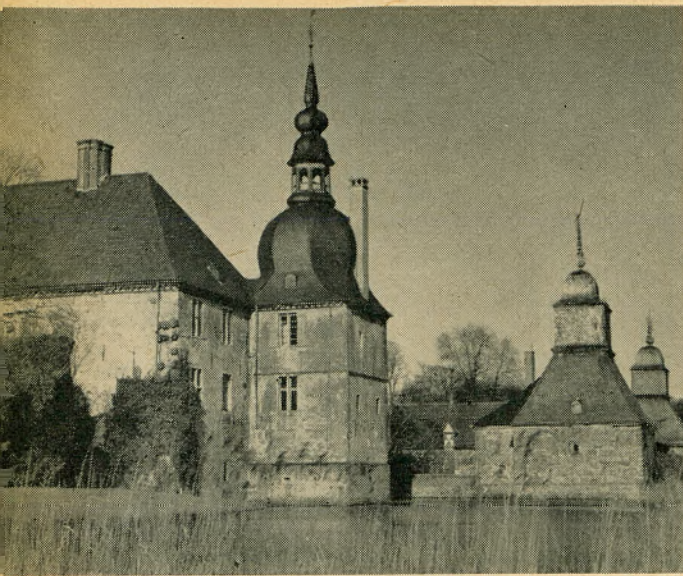
Gleichfalls sehr alt, aber aus feinerem Holz ist das Schloß der Droste zu *Vischering* (bei Lüdinghausen). Auf einer Insel erhebt sich seit vier Jahrhunderten die Hauptburg — das Herrenhaus — in schöner Rundung. Weit mehr als in Gemen wird hier der niedrige Bau eingesponnen von den lebendigen Kräften der Landschaft. So entstand ein ruhiger, dabei aber feinbewegter Anblick, ein reizvoller Ort des besinnlichen, gelassenen Genießens — und natürlich Wohnens.

Es ist das Überraschende und Besondere gerade der westfälischen Wasserburgen, daß jede, auch die unscheinbarste, ihre ausgeprägte Eigenart besitzt, jede sozusagen eine „Burgen-Persönlichkeit“ für sich ist, keine der anderen gleicht — kurz, diese Schlösser das sind, was wir „originell“ nennen.

Lembeck (bei Recklinghausen) ist eine ausgedehnte Anlage inmitten einer weiten Wasserfläche. Wie fast überall in Westfalen ist auch hier dem Herrenhaus die Unterburg vorgelagert (im Bilde rechts). Sie dient wesentlich der Verteidigung, besonders aber dem landwirtschaftlichen Betrieb. Wie das ganze Lembeck ist auch seine Vorburg großartig und weiträumig; abweisend an der Eingangsfront, ausgezeichnet vor allem durch die Schärfe der Kanten und die spitzig-stechenden Helme der vier Ecktürme.

Wasserburg Vischering bei Lüdinghausen





Schloß Lembeck

Mit bewachsenen Mauern, vielen Fenstern und den gerundeten Hauben seiner Türme gibt sich das Herrenhaus um vieles freundlicher und einladender, öffnet sich mit einer beschaulichen Rasenfläche vor den beiden Flügeln weit dem Wasser. — Ende des 17. Jahrhunderts erbaut, bewahrt Schloß Lembeck auch im Innern noch reiche Teile der alten Ausstattung.

Schloß Nordkirchen



Weitberühmt und vielbesucht ist Schloß Nordkirchen. Doch kann man es nicht ohne weiteres zu den klassischen „intimen“ Wasserburgen Westfalens rechnen. Mit einer „Burg“ hat dieses weitläufige Gebäude nichts mehr gemein, während doch Gemen, Vischering, Lembeck, Westerwinkel, bei aller späteren Verwandlung in Orte des offenen, genußreichen Landlebens, noch stark die Züge des Wehrwillens und -baues tragen. Nordkirchen ist ganz Lustschloß, riesig in Bauten und Park, ist offiziell, ist Stätte einer großen Hofhaltung, ein „münsterisches Versailles“.

Der Fürstbischof von Münster, Friedrich Christian von Plettenberg, wie so viele Barockfürsten vom „Bauwurm“ besessen, ließ es Anfang des 18. Jahrhunderts errichten zu Jagd und Repräsentation. Gottfried Laurenz Pictorius schuf in ihm die erste Hauptleistung des westfälischen Barock, den süddeutschen Residenzen kaum nachstehend.

Feierlich und festlich öffnet sich die vielgliedrige Baugruppe wie eine Bühne mit ihren Kulissen und zwingt Blick und Schritte des Ankommenden auf das Hauptportal, dem hohe Säulen, Statuen und Giebel eine ernste Würde verleihen. Garten- und Wasserseite sind weniger streng, gelassener ist der Anblick, heute in seiner verlassenen Stille und poetischen Verwahrlosung von leiser Melancholie überschattet.

Es waren nur vier aus der großen Zahl westfälischer Wasserburgen, aber sie dürften, wie wir meinen, genügen als Beispiele einer deutschen Burgenlandschaft, die in ihrem inneren Reichtum und äußerer Geschlossenheit einmalig ist und Leben und Wesen eines eigenwilligen deutschen Stammes vollendet darstellt.

Fritz Endemann

Brautgeschenke im alten Westfalen



Hochzeitsflasche (1801) und Glas
(Karl-Ernst-Osthaus-Museum, Hagen)

Breitgelagert, ruhevoll und sicher liegt das westfälische Bauernhaus in der weiten, einsamen Landschaft. Zeitlos ist sein Stil, und auch sonst scheint die Zeit ihm nichts anhaben zu können. Geschlechter kommen und gehen. Das eichenumstandene Haus verrät nach außen nichts von den Schicksalen, die sich innerhalb seiner vier Wände abspielen. Auch nicht von den Kämpfen, die gelegentlich zwischen alt und jung ausgefochten werden, wenn der Erbe nicht einsehen will, daß beim Freien zuerst der Hof kommt, daß von Hof zu Hof geheiratet werden muß und daß irgendein liebliches Dirnlein, das „nichts in die Suppe zu brocken hat“, als Bäuerin gar nicht in Frage kommt. Auf den Hof gehört eine wohlhabende und gesunde Frau, die im gleichen Sinne wie ihr Mann erzogen wurde. Und so ist gewöhnlich alle Überlegenheit und Klugheit der „Alten“ vonnöten, um die Frage: „Schölt wi use Holsken unner enen Disk stäken?“ im Interesse des Hofes zu lösen. Paßten die Verhältnisse, so stellte die Liebe sich von selbst ein, fanden die Eltern. Aber ein Ehepartner ohne Geld und Gut! „Mooi Mann un netten Mann, sett'n up'n Disk un ett der es van!“

Hatte sich endlich alles durch den Freierwerber geordnet, war der Besuch der Brauteltern auf dem Bräutigamshof mit der Absicht,

„de Stier te bekieken“

und die Mitgift ohne falsche Scham und unerbittlich festzulegen, vorüber, und hatte anschließend die Gegenseite auf dem Hof der Brauteltern unter Führung des Brautvaters, der Truhen und Schränke öffnend prahlte: „Dat is ale use!“, jedes Stück in Augenschein genommen, dann durfte der Bräutigam seiner Zukünftigen die „Truwe“ (Treue) in Form von einigen Talern oder alten Münzen als erstes, offizielles Brautgeschenk überreichen. Einen Verlobungsring als solchen kannte man nicht, trotzdem die Westfälinnen beim Kirchgang und an Festtagen nach Stand und Reichtum so viel Ringe trugen, wie ihnen nur möglich war.

Sehr begehrt als Ergänzung zur Tracht der damaligen Zeit war ein schöner Halschmuck, das „Halsgeschirr“. Hinter diesem prosaischen Namen sucht man gewiß kein Brautgeschenk, das ausersehen war, einen schönen Frauenhals zu schmücken. Sollte da doch ein Zusammenhang mit „Geschirranlegen“, mit „Zügeln“, bestehen? Man sagt, die westfälischen Frauen seien klüger und weitblickender als ihre Männer; vielleicht hielten die Jungbauern diese andeutende Symbolik doch für notwendig.

Oft bestanden diese Halsgeschirre aus erlesenen Bernsteinkugeln, „Fluitkrallen“ genannt. Der Goldschmied pflegte an einer solchen Krallenkette durch eine zweiteilige große Silberschließe mit zwei sich schnäbelnden Tauben seine Kunst zu zeigen. Reichhaltiger wirkten Halsgeschirre aus mehrreihigen Silberkügelchen, die in regelmäßigen Abständen von Silberplatten, mit bunten Steinen verziert, zusammengefaßt waren.

Zu den edelsten Brautgeschenken ist auch das „Gadderken“ oder

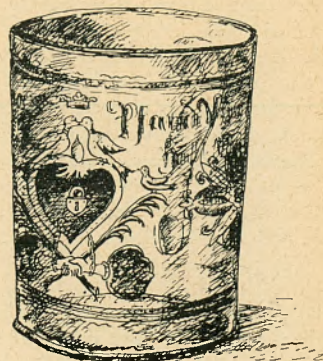
„Bengelwerk“

zu zählen, in dessen überaus kunstvollem Goldgehänge im katholischen Münsterland sich ein Kreuz oft in überreicher Ornamentik eher verbirgt, als gleich ins Auge zu fallen. Wenn eben möglich, wird aber auch bei diesen kleinen Kunstwerken durch zwei oder auch mehrere Herzen an die diesseitige Minne erinnert, wie überhaupt bei fast allen Geschenken des Bräutigams an die Auserkorene, seien es nun Ohrgehänge, Ringe, Hemd- oder Schürzenspangen, die Liebe irgendwie symbolisiert wurde. Es könnte einen an der sprichwörtlichen Nüchternheit der Westfalen wohl irremachen.

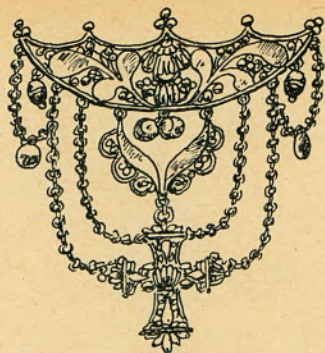
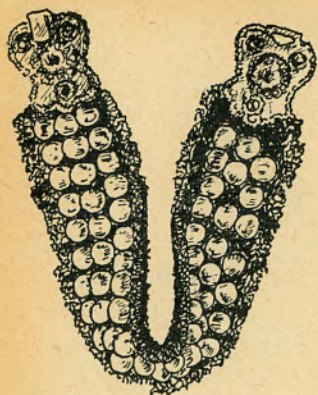
Für den praktischen Sinn des Bräutigams aber sprach es, daß er außer diesen Schmuckstücken vor allem Gebrauchsgegenstände für den zukünftigen Haushalt schenkte. Auch hier verlangte er künstlerische Gestaltung, um den Gegenständen etwas von ihrer Nüchternheit zu nehmen und ihnen etwas von der fest-



Brautgläser
(Privatbesitz Lindemann, Wetter/Ruhr)



Hochzeitsglas 1756
(Karl-Ernst-Osthaus-Museum, Hagen)



Halsgeschlirr (Minden)
Bengelwerk (Gadderken)
(Landesmuseum Münster)



Brautgeschenk: Wäscheklopfer, 1787

lichen Stimmung zu geben, in der er selbst sich befand, zumal, wenn es sich so gefügt hatte, daß seine und seiner Eltern Wahl übereinstimmten.

Als eines der beliebtesten und wichtigsten Geschenke ist der

„Sägehal“,

der Kesselhaken, anzusehen, denn seine Bedeutung ragt weit über die Dinge des täglichen Lebens hinaus. Es heißt, daß beim Brande eines Hauses zwar zunächst das Vieh, gleich danach aber der Sägehal in Sicherheit gebracht wurde. Vor ihm, der seinen Platz an der Wendese über dem Herdfeuer hatte, spielten sich alle entscheidenden Begebenheiten im Leben des Bauern ab — auch die Verlobung. — „Besinnt jük gaud“, sagt der Brautvater zu dem jungen Paar, nachdem, wie zu Anfang erwähnt, alles andere geregelt ist, „denn wat ji vandag seggt, bi'n brennendem Für ünnern Kätelhaken daut, dat is so veel wert as'n Eid.“

Und der Dorfschmied setzte seine ganze Ehre darin, den Anforderungen, die bei dieser Minnegabe an ihn gestellt wurden, gerecht zu werden. Merkwürdigerweise traten die Ausführungen da, wo es ans Figürliche ging, in ihrer Wertung ganz zurück vor dem sicheren, man darf wohl sagen eleganten Schwung des durchbrochenen Einstellbügels und des abschließenden Ornamentes unterhalb des Ringes. Aber auch an den Sägehalen geht es nicht ohne Pärchen und zärtliche Herzen. Immer wieder begegnet man uralten Sinnbildern, vermutlich aus heidnischer Zeit: dem Motiv des Lebensbaumes, des Sonnenrades und des Sechssterns. Zwar war der alten Volkskunst auch das abstrakte Ornament vertraut; da jedoch vegetativer Schmuck der Phantasie des Landmannes näherlag, bildete es sich langsam in Rankenwerk und Blüten zurück. Das ist besonders interessant auch bei Waffeleisen,

Iserkoken,

zu beobachten, einem weiteren beliebten Geschenkgegenstand, über den aber schon so viel geschrieben wurde, daß wir uns hier mit seiner Nennung begnügen wollen. Seitdem der Hal nun ein Museums-

stück geworden ist, hat sich auch die feste Zucht mancher Bräuche und Versprechungen gelockert, denen beim bauerlichen Herdfeuer eine so große Zuverlässigkeit innewohnte.

Dem Sägehal gleichwertig in ihrer durchbrochenen Schönheit sind die Röster, rechteckige und runde. Preßler sagt von ihnen: „Sie sind, wenn man sich so ausdrücken darf, ganz in Eisen gedacht, so wundervoll paßt sich der ganze Verlauf aller der gerade oder rund verlaufenden Stäbe, welche den kunstvollen Rost bilden, sowohl dem Wesen des Eisens, besonders durch die Aufspaltung eines dicken zu mehreren dünnen Stäben, wie auch dem Zweck des Stückes und der harmonischen Gesamtwirkung an.“ Sinnigerweise hat der Dorfschmied auch hier „die Herzen sprechen lassen“. Bei beiden abgebildeten Röstern hat er sie mehr oder weniger auffällig dem Ornament eingefügt.

Zu den häufig vorkommenden Geschenken dürfte man ebenfalls die eisernen oder kupfernen, getriebenen Türen der Herdnischen, besonders aber die

Füerstölpe

zählen, die über ihre eigentliche Zweckmäßigkeit hinaus zu kunsthandwerklichen

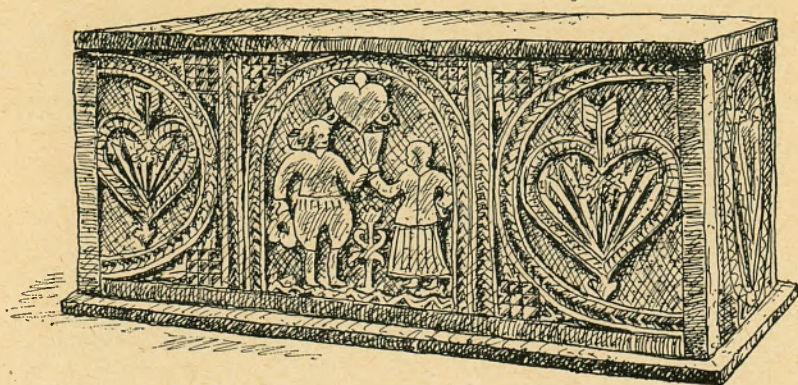
Prunkstücken aufrückten. Die Füerstölpe von 1722 hat diesmal im Zentrum ein großes Herz, aus dem nach beiden Seiten Blumenranken in anmutigen Windungen sprießen und so die Hausmarken des Bräutigams und der Braut umrahmen. Ein junger Mann, der seiner Braut heute ein Heizkissen als sinnvolles Zeichen seiner Liebe schenken wollte, würde von dieser vielleicht groß angesehen werden. Aber was ist schon ein ebenso praktisches wie phantasieloses Heizkissen gegen eine Wärmepfanne, ganz aus Messing gearbeitet, mit langem, kunstvoll gedrehtem Stil, mit durchbrochenem Deckel und prachtvollen Ornamenten, die die glühende Kohle durchscheinen läßt! Der dörfliche Schmied, der anscheinend allen Bestellungen gewachsen war, muß ein wahrhafter Allerweltskünstler gewesen sein.

Nicht so sehr ins Auge fallend, vielleicht auch nicht so häufig als Brautgeschenk gedacht, ist das

Füerstöcken,

diesmal aus nahezu unvergänglichem Fichtenholz geschnitzt, als eine Arbeit des Schnittkers, der an Kunstfertigkeit seinen Kollegen in Eisen, Messing und Kupfer in nichts nachstand.

Minnekästchen (um 1700), Größe etwa 35x20x15 cm



Ich besuchte einmal in der Gegend zwischen Ibbenbüren und Rheine eine alte Bäuerin auf ihrem schönen Hof. Sie saß, die Füße auf dem Füerstövkén, sich wärmend am Herdfeuer. Die durchsichtige Decke des Stövkens ließ die glimmenden, in einem Kohlenbecken verwahrten Kohlen wärmend durchschimmern; alle vier Seitenwände waren reich geschnitzt. Als die alte Frau mein Interesse wahrnahm, kam sie langsam ins Erzählen: Ja, diese Sachen hier um das Herdfeuer seien größtenteils Geschenke ihres Mannes aus der Brautzeit. Da gab es große, in die Herdwand eingelassene Salzfüßer. „O Minske Kog, vergis doch nicht die runde Log“, buchstabierte die alte Frau. Und auf dem zweiten stand ebenfalls in behäbiger Schnitzarbeit: „Ho! ho! ho! Dar hort vele to! 1773“.

Das alles war mir noch verständlich, aber was den Schnitker veranlaßte, sämtliche Werkzeuge des Leidens Christi, wohlgeordnet um ein Kreuz als Rückwand für einen Löffelhalter zu verwenden, wollte mir nicht recht eingehen, ebenso wenig wie eine Kreuzigungsszene auf einem Bierkrug. Für die Bäuerin hatte es aber nichts Befremdliches. Vielleicht äußerte sich hier im kleinen noch derselbe barocke Geist, der im Repräsentationssaal des Adels einen Altar in die Wandnische einbauen ließ, an dem morgens die Messe gelesen wurde und dessen Seitentüren am Abend bei festlichem Kerzenschein in nichts mehr an die morgendliche Andacht erinnerten.

Und schließlich holte die alte Bäuerin noch, verschmitzt lächelnd, eine entzückend gemalte

Mützenschachtel

aus einem alten Wandschrank hervor. Ich besitze keine Abbildung von diesem besonders prächtigen Stück, und daher sei mir ein kleiner Sprung über die Grenze ins Niedersächsische nicht verübelt, damit die Abbildung einer ähnlichen Mützenschachtel dem Leser einen Begriff von der Originalität, dem sicheren kompositorischen Gefühl, aber leider nicht die Farbwirkung, gibt. (Mützenschachtel aus der Lüneburger Gegend, Beschriftung: „Ach wie wird mein Schätzgen lachen, wenn wir beide Hochzeit mach — Im Jahr Christi 1794“ — Für das „en“ hinter „mach“ fehlte der Platz.)

Begrenzter waren die Möglichkeiten, die der Braut schon vor der Ehe Gelegenheit gaben, dem künftigen Eheliebsten mit schmeichelnden Geschenken um den Bart zu gehen. Die westfälische Bäuerin liebte keinen geschmückten Mann. Ein Mann hatte ein ganzer Kerl zu sein, wenn er bei Frauen ankommen wollte, und Schmuck wurde ihm nur zuerkannt, wo dieser sich mit Zweckmäßigkeit verband. Als einzigen Schmuck kannte er an seinem einfachen Gewand nur die kleine goldene Uhr an einer vollendet schönen Kette, die

dezent, aber nicht zu übersehen auf dem Sonntagsanzug des Kirchgängers blitzte, wenn er am nächsten Gasthaus vor der Kirche aus seiner Kutsche stieg. Dieses Schmuckstück war beste heimatlische Goldschmiedearbeit. Das betonen vor allem die schönen Ornamente der Berbelocks und des Uhrschlüssels.

Am Tage der Hochzeit aber durfte man den liebevoll gearbeiteten

Bräutigamsstock

mit großem Knauf und perlenbestickter Umhüllung begutachten. Der dezenteste Rohrstock mit Silberbeslag war mehr dem sonntäglichen Kirchgang zugeeignet. Wohl spielte die Bäuerin in Haus und Hof eine führende Rolle, aber die gute Laune des Ehegesponsen war trotzdem sehr der Beachtung wert. Was war näherliegender, als ihm zu diesem Zwecke schon vor der Ehe ein wertvolle Pfeife zu schenken, was selbstverständlicher, als daß bei gesteigerten Ansprüchen auch der Kunsthandwerker seine Phantasie und sein Können anstregte, den Pfeifen durch neue Ideen eine immer phantasievollere und luxuriöse Form zu geben? Man unterschied zwischen Sonntags- und Alltagspfeifen. Das Pfeifenrohr wies noch lange Zeit schöne handwerkliche Arbeit auf, als die Porzellanköpfe mit bunten Bildchen schon zur Massenware herabgesunken waren.

So geht die Verlobungszeit mit gegenseitigem Beschenken vorüber. Der Bräutigam muß sich auf das letzte Geschenk vor der Ehe besinnen: das Brautkleid. Schön muß es sein, reich muß es sein, aber „Wänn de Brut de Brutstaut wichtiger is aorre de Brügem, dann dög de Brügem aorre de Brut nix“, sagt der Volksmund. Schön ist die Sitte, sich von den Brautjungfern, im Gegensatz zu den deftigen Geschenken der übrigen Hochzeitsgäste,

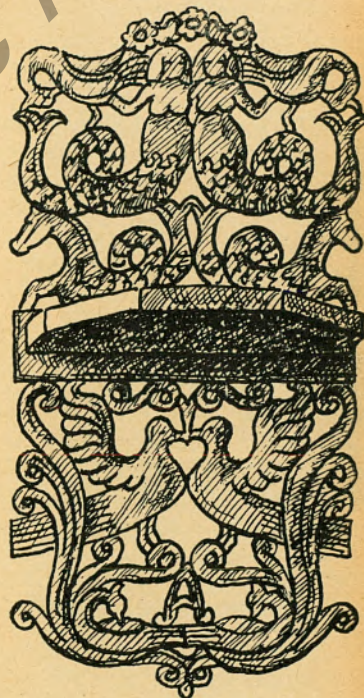
Zinngeschirr

schenken zu lassen, das später auf dem Bosen aufgestellt wird und dem „Herdfeuer“ eine besondere Note gibt. Zinnteller in den verschiedensten Größen waren sehr beliebt, ebenso Kannen und Dröppelminnas. Vielleicht schenkte die eine oder andere auch einen Messingmörser oder ein Öllämpchen.

Alle diese Dinge werden heute nur noch auf wenigen Höfen geehrt und aufbewahrt. „Aber was schenken sich Braut und Bräutigam heute während der Verlobungszeit?“, sagt Meyer Heysig. „Man stellt sich die schmerzliche Frage nach den inneren Gründen für das seit Jahrhundertmitte einsetzende Erlahmen und Ausdorren der schöpferischen Kraft in einer Volksschicht, die bis dahin ihr Erbe so treulich bewahrt hatte. Nicht nur die Kraft, fortzusetzen, geht verloren, sondern auch der Wille, die eigene Art sichtbar zu bekunden.“ — L. T. —



Salzfaß (1785)



Löffelhalter

Deckel einer Mützenschachtel



Unsere offene Tür

Täglich kommen mehr oder weniger große Gruppen von Besuchern zu uns, um unsere Werksanlagen zu besichtigen, um den Weg des Stahles zu studieren, um unsere Erzeugnisse kennenzulernen. Unter ihnen befinden sich im Monatsdurchschnitt rund 20 v. H. Ausländer aus allen Teilen der Welt.

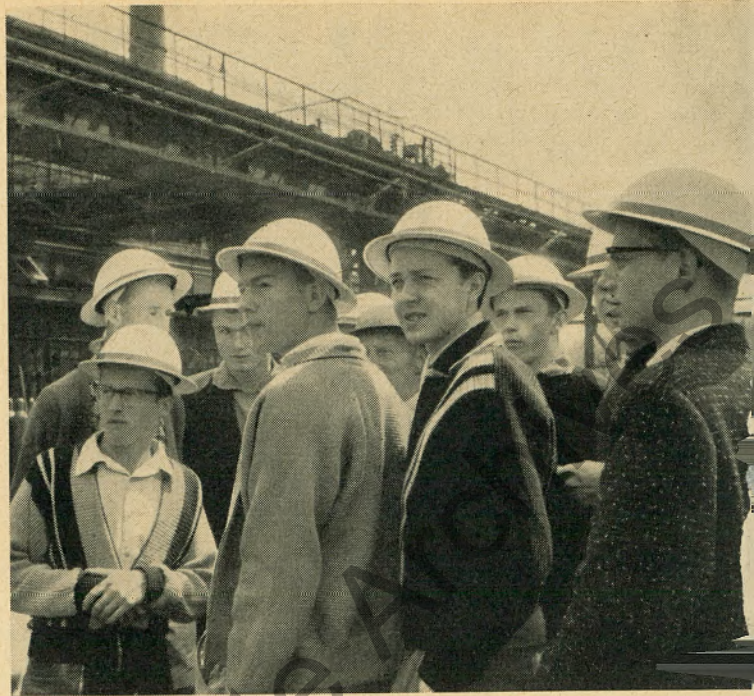
Innerhalb der letzten vier Wochen besuchten uns: 32 Schüler des Humboldt-Gymnasiums Dortmund, 15 Angehörige der Freien Handwerker-Innung Brambauer, 40 Schüler aus Iserlohn, 17 Vertrauensleute der Dortmund-Hörder Hüttenunion, Werk Hörde, 22 Primaner aus Bremen, 16 Mitarbeiter der Haftpflichtversicherung der Deutschen Industrie, 35 Belegschaftsangehörige der Thomasphosphatfabrik Düsseldorf, 8 Betriebsräte der Stadtverwaltung Hohenlimburg, 20 Schüler der Volkshochschule Frankfurt, 10 Belegschaftsangehörige des Stahlwerkes Ergste, 18 Unterprimaner aus Detmold, 30 Studenten aus Marburg, 28 Mitarbeiter des Bombenräumdienstes Arnsberg, 30 Studenten der Bauerschule Lage/Lippe, 30 Engländer, Mitarbeiter der „Brücke“, 8 Lehrer der Waldorfschule Kirchderne, 30 Schlossermeister aus Münster, 40 Schüler der Wirtschaftsoberschule Oldenburg, 36 Studierende aus Karlsruhe, 36 Schüler der Gewerbeschule Hameln, 38 Mitglieder des Verbandes der Westdeutschen Baustoffhändler, Dortmund, 30 Berufsschüler aus Nordhorn, 19 Primaner aus Bremen, 30 Lehrlinge der Gewerkschaft Victor und eine Anzahl Einzelbesucher, die überwiegend Ausländer waren.

Bürgermeister Willy Brandt

der populäre Regierende Bürgermeister Berlins, besichtigte ebenfalls unsere Hütte. Hierüber schrieben die Zeitungen: „Westdeutsche Allgemeine Zeitung“: „Ich habe selbst bei meinem Besuch in Amerika wohl kaum modernere Anlagen gesehen“, meinte er nach einem Rundgang durch das Werk.“

„Westfälische Rundschau“: „Es sei ein imponierender Eindruck, den dieses Werk auf ihn mache, konnte uns der Regierende Bürgermeister trotz des Lärms und Getöses der Maschinen im Vorbeigehen noch zurufen, bevor die Besichtigung beendet wurde. Eine Bemerkung, die sich sicherlich im gleichen Maße auf die harte und schwere Arbeit der hier schaffenden Menschen wie auf das Werk selbst bezog.“

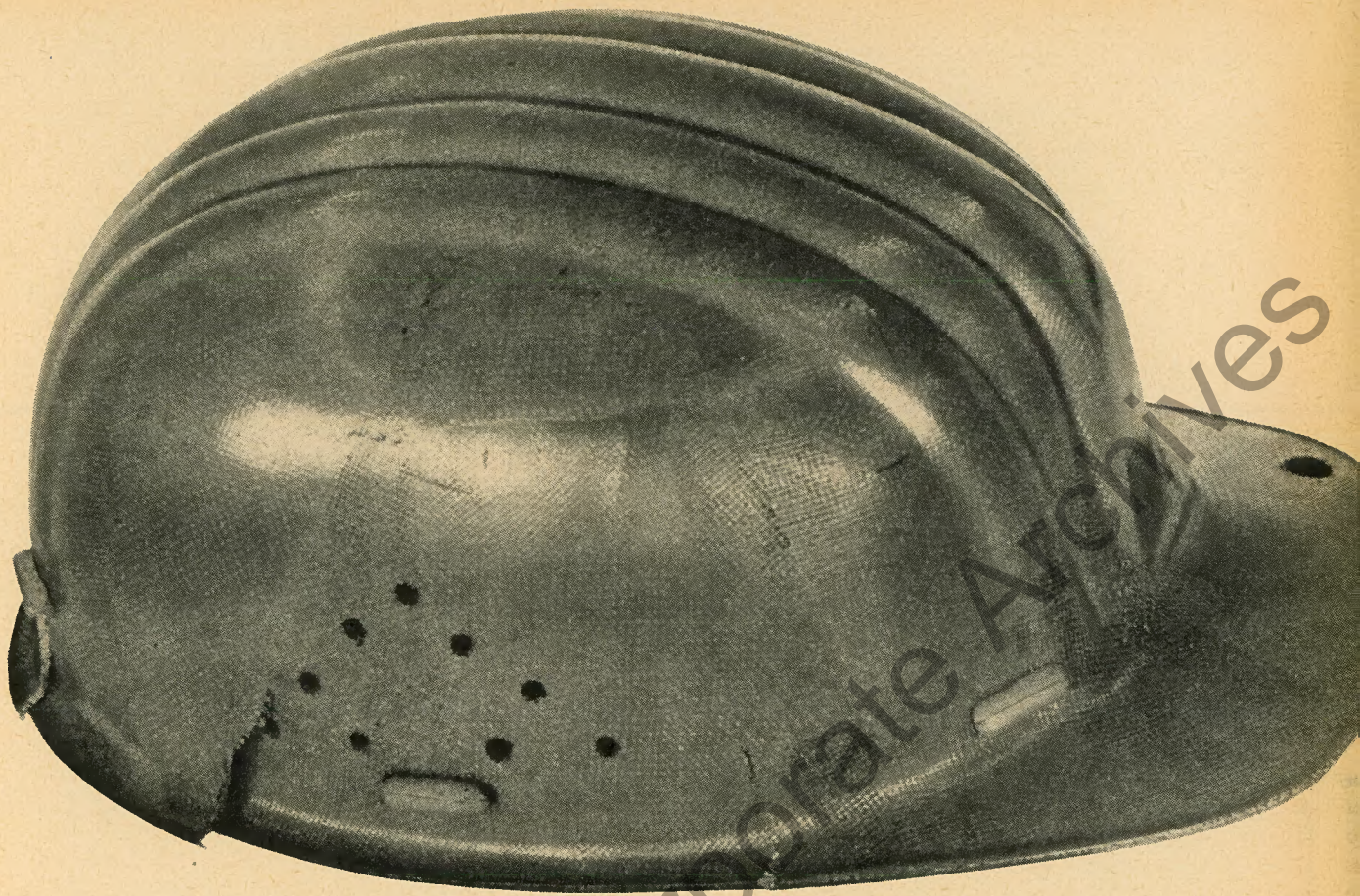
„Ruhr-Nachrichten“: „Von dem Besuch der Westfalenhütte war der Regierende Bürgermeister sehr beeindruckt. Als stärksten Eindruck bezeichnete Brandt die Tatsache, wie sehr die technische Entwicklung dazu geführt habe, selbst in der eisenschaffenden Industrie saubere Hallen zu haben und die Zahl der Arbeiter im modernen Produktionsprozeß zu verringern.“



„Das ist ja prima“, meinten die Primaner

Von links: Direktor Dr. Harr, Bürgermeister Brandt, Betriebschef Haverkamp



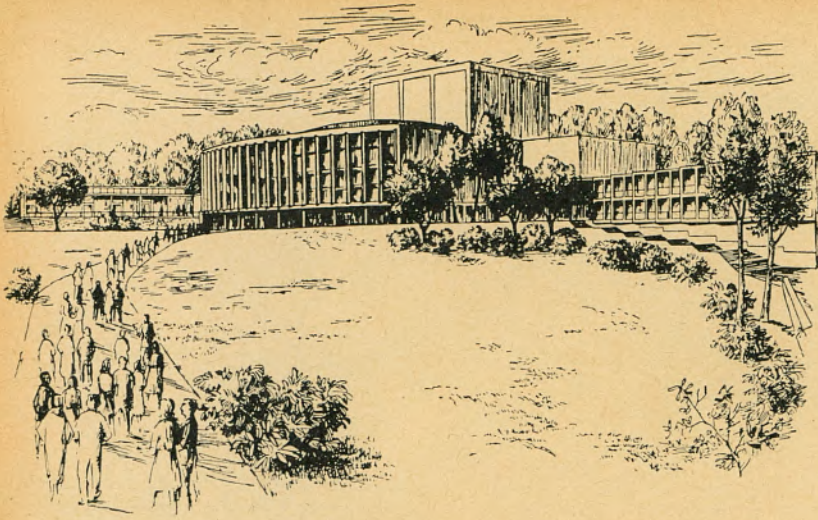


SCHUTZHELM ALS LEBENSRETTER

Der Schlosser Herbert Klein von der Maschinenabteilung Hochofen hatte den Auftrag, an der Dynamomaschine 15 den Hebelbock zu wechseln. Dieses Wechseln geschieht mit Hilfe des Reparaturkranes und eines BKS-Zuges. Beim Ablassen des Bockes rutschte der Aufhängehaken des Zuges aus seinem Schlupf und der BKS-Zug schlug dem Kollegen Klein seitlich gegen den Kopf. Dieser Schlag war so groß, daß der Schutzhelm, den Herbert Klein vernünftigerweise trug, an mehreren Stellen platzte. Im Unfallkrankenhaus wurde festgestellt, daß die Schädeldecke einen feinen Riß von ungefähr 6 cm Länge davontrug. Es dürfte also kaum ein Zweifel darin bestehen, daß ohne Schutzhelm hier ein tödlicher Unfall eingetreten wäre.

Der Schlosser Hertel von der Maschinenabteilung Stahlwerke war unter dem SM-Ofen 22 mit Säubern der Schienen, auf denen der Schlackenwagen fährt, beschäftigt. Aus unbekannten Gründen fiel plötzlich aus etwa sieben Meter Höhe ein ff-Stein herab und dem Kollegen Hertel geradewegs auf den Kopf. Man bedenke: Ein ff-Stein hat immerhin ein Gewicht von 4 kg. Was wäre wohl geschehen, wenn der Kollege Hertel keinen Schutzhelm getragen hätte? Durch die Wucht des Aufpralles wurde zwar der Helm durchschlagen, der Kopf aber trug — wie das Unfallkrankenhaus einwandfrei feststellte — keinerlei Schaden davon. Der Schlosser Hertel stand zwei Stunden später wieder an seinem Arbeitsplatz.

Und du trägst aus Bequemlichkeit und Dummheit keinen Schutzhelm?!



DAS NEUE RUHRFESTSPIELHAUS

Wie unser aller Lebensanspruch in den letzten Jahren gestiegen ist, so sind auch die Ansprüche im kulturellen Bereich gestiegen. Künstlerische Spitzenleistungen werden selbst da gefordert, wo man sich vor Jahren vielleicht noch manches leichtmachen konnte. Die Ruhrfestspiele haben es sich nie leichtgemacht. Und sie müssen deshalb nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten sind, auch in Zukunft absolute Spitzenleistungen zu erreichen suchen. Damit steigt aber z. B. auch der Anspruch, der an ihre technischen Einrichtungen gestellt wird, ganz erheblich. Die von Jahr zu Jahr wachsende Kartennachfrage ist kaum noch zu bewältigen. Eine grundlegende Änderung ist nur durch ein größeres, mit besseren technischen Einrichtungen versehenes Theater, das auch bessere Sicht- und Hörverhältnisse bietet, möglich.

Eines nur sei hier wegen seiner Bedeutung noch erwähnt: Es wurde eingangs schon gesagt, daß die Ruhrfestspiele keine Theaterinstitutionen seien, die mit den denkbar niedrigsten Kosten spielt, um „irgendwie“ einer großen Nachfrage nach Karten gerecht zu werden.

Die Ruhrfestspiele sind eine Idee, und sie brauchen ein Symbol. Sie brauchen ein Heim, das schon vom äußeren her dieser Idee Kraft und Beständigkeit verleiht. Bis zum Beginn der Ausschreibung des Theaterbauwettbewerbs tauchte mit Regelmäßigkeit in den jährlichen Besprechungen die Frage auf: „Sollen die Ruhrfestspiele in Recklinghausen bleiben?“ Das ist heute keine Frage mehr, die Ruhrfestspiele bleiben in Recklinghausen, nicht nur, weil diese Stadt am Nordrand des Reviers landschaftlich schön gelegen ein idealer Platz für Festspiele ist, sondern auch, weil sie hier geboren wurden, sich hier ihre Tradition schufen und hier im Bewußtsein der Bevölkerung tief verankert sind.

Der Entschluß, ein Festspielhaus zu bauen, steht ja seit 1956 fest; zwei Möglichkeiten zeichneten sich nun ab. Man konnte ein kleines Haus bauen, gewissermaßen ein Stadttheater, dessen Errichtung vielleicht 6—7 Millionen DM gekostet hätte. Wem aber wäre damit geholfen? Die Zahl der Plätze wäre wahrscheinlich geringer als im augenblicklichen Saalbau. Die dazu notwendigen technischen Einrichtungen müssen bei dieser Bausumme in einem so engen Rahmen gehalten werden, daß sie den theatralischen Spitzenleistungen der Ruhrfestspiele ebenfalls nicht mehr gerecht werden würden. Es blieb also nur die große Lösung, nämlich ein Festspielhaus zu bauen, das bei der Vermeidung von unnötigem technischem oder architektonischem Aufwand ein Höchstmaß an Leistung ermöglicht und bei einer großen Anzahl von Plätzen allen Zuschauern gute Sicht- und Hörverhältnisse vermitteln kann.

Reden wir ruhig von den Zahlen

Die Bausumme ist genau durchkalkuliert worden und dürfte etwa 14,5 Millionen DM betragen. Dieser Betrag ist natürlich zu hoch, um von der Stadt Recklinghausen allein aufgebracht zu werden. 14,5 Millionen sind ein Politikum, sind eine Summe, die im Brennpunkt des politischen Interesses steht. Das ist keine Frage. Aber die Summe ist nicht unaufbringbar, denn der Bund und das Land Nordrhein-Westfalen, der Landschaftsverband und die großen Städte, die Industrie, der DGB und die Industriegewerkschaften sind bereit, gemeinsam zu diesem Werk beizusteuern und durch den Verein „Freunde der Ruhrfestspiele“ die finanziellen Grundlagen für dieses Objekt zu schaffen. Führende Männer aller Parteien im Landtag und im Bundestag haben ihre Bereitschaft zum Ausdruck gebracht, gemeinsam für dieses Werk, für diese Idee einzutreten. Mit Nachdruck wurde von

seiten der Ruhrfestspiele darauf hingewiesen, daß es sich bei den 14,5 Millionen (in denen noch eine Reserve von 1,5 Millionen enthalten ist) um echte Zahlen handelt, mit denen man das geplante Vorhaben tatsächlich durchführen könne. Auch der große Kreis der Freunde der Festspiele, zu denen Bildhauer und Maler, Architekten und Regisseure, Techniker und Bühnenbildner gehören, ist bereit, einen großen Schatz von Wissen und Erfahrungen zu dem Bau beizusteuern, für den andere Bauherren beträchtliche Beträge aufwenden müssen. Der neue Bau soll kein Mammutbau werden. Seine Bühne wird eine Größe von 17 m Breite und 18 m Tiefe aufweisen (gegenüber 15×15 m im Saalbau) die auf jeden Fall ausreichend selbst für schwierige Inszenierungen ist.

Wir sind anderer Meinung

Bis hierhin haben wir der Meinung der Ruhrfestspielleitung gerne Raum gegeben. Wir verhehlen aber nicht, daß unsere Meinung eine weitaus andere ist.

Zunächst einmal: Bedarf der Deutsche Gewerkschaftsbund eines eigenen Theaters als Repräsentanz seines kulturpolitischen Willens? Und wenn — muß es verkehrspolitisch dermaßen unglücklich liegen wie in Recklinghausen?

Ein weiteres: Die Ruhrfestspiele betrachten es als ihre Aufgabe, die Kunst an den Arbeiter heranzubringen — sie sollten es wenigstens. Aber tun sie es, können sie es? Es ist eine Tatsache, daß in unserer Hütte einstmals die Nachfrage nach Karten groß war. Wir haben uns auch bei benachbarten Werken erkundigt: Auch dort war einmal die Nachfrage groß, so groß, daß jeder sich für die gesamte Spielzeit nur einmal vormerken lassen konnte. Aber nur ein Bruchteil der Kartenbesteller konnte Karten erhalten. Die anderen wurden verärgert. Im letzten Jahr wurden in unserer Hütte nur noch 47 Karten angefordert.

Ich habe in wiederholten Diskussionen mit den Verantwortlichen der Ruhrfestspiele gesagt: Wenn die Arbeiter nicht zur Kunst kommen, muß die Kunst zum Arbeiter kommen. Wenn die Arbeiter nicht zu den Ruhrfestspielen gehen, müssen die Ruhrfestspiele hart an die Betriebe gehen; dazu ist mindestens erforderlich, daß Gastspiele beispielsweise in einer Stadt wie Dortmund durchgeführt werden. Es ist sehr bedauerlich, daß dieser einmal aufgenommenen und durchgeführte Gedanke wieder fallengelassen wurde. Deshalb ist es bedauerlich, daß die Ruhrfestspiele nun in Recklinghausen zementiert werden sollen. Damit ist der Arbeiterschaft nicht gedient. Damit ist das „Gesetz, nach dem sie angetreten sind“, weitaus von den Ruhrfestspielen verlassen. Damit ist der früher einmal tragende Gedanke „Die Kunst für den Arbeiter“ weitaus illusorisch geworden. Mit dem „Symbol“ ist es nicht getan. Es wäre besser, man würde „irgendwie einer großen Nachfrage nach Karten gerecht werden“.

Johannes Hoischen



Dänen, acht Engländer, drei Holländer, zwei Amerikaner und ein Schwede. Von den Geretteten waren 38 Fischer, 41 Seeleute, 98 Sportsegler, 51 Badegäste und sechs Wassersportler. Nicht enthalten in der genannten Erfolgszahl sind 63 Kranke oder Verletzte, die durch die Boote von Schiffen abgeborgen oder von den Inseln zum Festland gebracht wurden, zumeist weil die Wetterverhältnisse keine andere Transportmöglichkeit zuließen. Auch Arzttransporte und ärztliche Hilfeleistungen sind in diesen Zahlen nicht enthalten. Die Rettungsboote konnten weiterhin im Berichtsjahr 108 in Seenot befindliche Fahrzeuge bergen oder bei ihrer Bergung maßgebliche Hilfe leisten. Darunter befanden sich 58 Yachten und 23 Fischerfahrzeuge.

Seit Gründung der Gesellschaft wurden bis zum Jahresende 1957 insgesamt 11 129 Menschenleben durch die Mannschaften, Boote und Geräte der Stationen gerettet oder aus Gefahr befreit. Davon entfallen 3198 allein auf das letzte Jahrzehnt, während in den acht vorhergehenden Jahrzehnten durchschnittlich jeweils 990 Menschen gerettet werden konnten. Von der Gesamtzahl der Geretteten waren 8541 Deutsche, während 2588 anderen Nationen angehören.

Insgesamt 17 Seenot-Rettungskreuzer und große Motorrettungsboote sind, mit Funkanlagen ausgerüstet, ständig besetzt und einsatzbereit an der Küste und auf See positioniert. Weitere 12 Strandmotorrettungsboote und fünf Raketenapparate werden im Bedarfsfalle durch freiwillige Rettungsmannschaften schnellstens besetzt. Zehn landfeste Seenot-Funkstationen versehen den Seenot-Meldedienst und stehen mit den Booten in Funksprechverbindung. Einsatzüberwachung und -leitung durch ständig besetzte Seenotleitung Bremen.

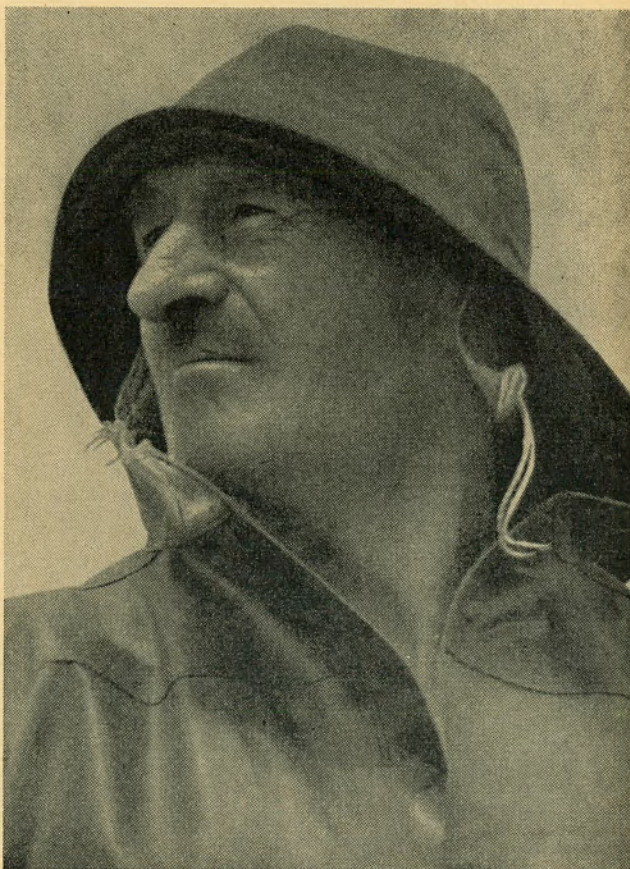
Gute Fahrt, „Ruhr-Stahl“, und ahoi!

„Ruhr-Stahl“ äußerste Kraft voraus!

Von der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger wurde kürzlich ein neuer Seenot-Rettungskreuzer in Dienst gestellt, der auf den Namen „Ruhr-Stahl“ getauft wurde. Mit der Namensgebung hat die Gesellschaft eine Zusage eingelöst, die sie gab, als sie vornehmlich die Eisen- und Stahlindustrie an der Ruhr für den Bau dieser Seenot-Rettungskreuzer um freiwillige Spenden anging. Auch unser Werk hat sich an den Spenden beteiligt.

Der Rettungskreuzer „Ruhr-Stahl“ hat eine Länge von 23,2 Metern, eine Breite von 5,3 Metern und einen Tiefgang von normal 4 Metern. Er wurde mit einem 1100-PS-Daimler-Benz-Mittelmotor und zwei 150-PS-Daimler-Benz-Seitenmotoren ausgerüstet und entwickelt mit drei Motoren eine Höchstgeschwindigkeit von 20 Knoten = rund 37 Kilometer je Stunde. Die normale Marschgeschwindigkeit bei laufenden Seitenmotoren beträgt 10,5 Knoten. Zu den Rettungseinrichtungen gehört ein Tochterboot, das sich auf einer Gleitfläche im Heck des Schiffes befindet und in Sekunden zu Wasser gelassen werden kann.

Die Bedeutung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ergibt sich daraus, daß allein im Jahre 1957 234 Menschen aus Seenot gerettet oder aus Gefahr befreit wurden — 108 an der Nordsee und 126 an der Ostsee. Unter ihnen befanden sich 25 Ausländer, und zwar elf



Dunkle Flecken

auf unserer weißen Weste

„Sicher haben Sie schon gehört, Indien sei schmutzig. Wer durch die Straßen einer indischen Stadt geht, wird das auch bestätigt finden. Im Innern der Häuser aber herrscht peinliche Sauberkeit. Und man sollte auch nicht vergessen, daß die Inder ihrerseits finden, die Leute aus dem Westen seien schmutzig, weil sie ihnen Unbekannten die Hand geben und im Haus die Schuhe anbehalten.“ Das ist das Urteil eines Kenners über das asiatische Land, dessen Bevölkerung zu 85 Prozent aus Analphabeten besteht, das aber andererseits tief in seiner alten Kultur verwurzelt ist.

Unsere Art, mit einiger Selbstgefälligkeit auf die „unkulti-
vierten“ Asiaten hinabzublicken, muß bei sachlicher Prüfung bedenklich erscheinen. Wir halten es für selbstverständlich, mit den Straßenschuhen in die Wohnung zu treten, jedermann ausgiebig die Hände zu schütteln, und machen es uns auf Polstermöbeln bequem, die von Zeit zu Zeit abgebürstet und höchstens zweimal im Jahr an die frische Luft gebracht werden. Damit setzen wir uns Gefahren aus, die bei einiger Selbstüberwindung gar nicht zu bestehen brauchten. Warum muß denn z. B. mit den Schuhen der von Krankheitserregern übervölkerte Straßenschmutz ins Zimmer getreten werden?

Der Händedruck

Schwieriger ist die Sache natürlich mit dem Händedruck, der gerade bei uns Deutschen eine wichtige Rolle spielt. Diese Sitte (oder Unsitte, wie andere wieder meinen) ist uns in Jahrhunderten so in Fleisch und Blut übergegangen, daß eine andere Begrüßungsformel — allgemein ge-

sehen — wohl immer eine Utopie bleiben wird. Man stelle sich nur die Entrüstung vor, in die Herr X. oder Frau Y. ausbrechen würden, wenn man sie nicht mit dem gewohnten Händedruck, sondern nur mit einer Verbeugung begrüßte. Wahrscheinlich würde man sich im besten Falle lächerlich machen; wie die Oberstudiendirektorin, die aus lauter Angst vor den gesundheitsfeindlichen Bakterien die Tür des Klassenzimmers nur mit dem Ellenbogen öffnet. In Sachen Händedruck dürfte die altüberlieferte Gewohnheit doch eine Hürde sein, die nicht mehr zu überspringen ist.

Um aber auf Recht oder Unrecht unserer Selbstgefälligkeit in Dingen der Sauberkeit zurückzukommen: Gar zu oft straft sich unser „gutes Gewissen“ selbst Lügen. Und es ist auch durchaus möglich, daß wir uns dieser kleinen Mogeleyen nie richtig bewußt werden. Mir selbst hat es immer zu denken gegeben, daß sich vor dem Eintreffen des „Onkel Doktor“ bei unseren Kinderkrankheiten stets eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte. Der Patient wurde gewaschen und in ein frisches Nachthemd gesteckt, die Bettwäsche gewechselt. Die hausfraulichen Qualitäten meiner Mutter in allen Ehren — aber auf diesen Wäsche-
wechsel hätten wir unter anderen Umständen bestimmt noch ein bißchen warten müssen. Die nahe bevorstehende Ankunft des Arztes aber schien für ein Gefühl der Unsicherheit (des schlechten Gewissens) zu sorgen, das unserem guten Gewissen arg zusetzte.

Nach dem Gespräch mit einem Arzt

bereue ich diesen stillen Vorwurf gegen meine Mutter beinahe. Der alte Medizinalrat hatte ein Heer von Kranken in Hunderten Familien behandelt und sprach von sehr schlechten Erfahrungen: „Wie oft bin ich bei Hausbesuchen Verständnislosigkeit begegnet! Es mochte ja manchmal an der Sorge um den Kranken liegen, daß man die einfachsten Vorbereitungen vergessen hatte. Zum Händewaschen wurden mir schmutzige Waschbecken und kaltes Wasser angeboten. War wirklich heißes Wasser da, fehlte eine harte Nagelbürste.

Und in welchen Räumen waren die Kranken oft untergebracht! Aus Angst vor frischer Luft hatte man die Fenster tagelang nicht geöffnet. Die Bettwäsche war verschwitzt, auf Fußböden und Möbeln lag dichter Staub. So war der in seiner Widerstandskraft geschwächte Patient den Krankheitserregern natürlich schutzlos preisgegeben. Verstehen Sie nun, daß ich mich manches Mal gefragt habe, wie ein Mensch des 20. Jahrhunderts so gegen die einfachsten Gebote der Hygiene verstoßen kann?“

Gar so schlimm hat meine Mutter wirklich nie gefehlt. Aber immerhin: Es bedurfte doch des kleinen moralischen Anstoßes („In einer halben Stunde kommt der Arzt!“), um an selbstverständliche Dinge der Reinlichkeit erinnert zu werden. Und war es nur bei uns daheim so?

GRUNDLAGE ALLER GESUNDHEIT IST SAUBERKEIT



**TÄGLICH ABENDLICHE GANZWASCHUNG
MIT WARMEN WASSER UND SEIFE**

**MORGENTLICHE KALTE
ERFRISCHUNGSWASCHUNG**



NUR DIE MASCHINE?

Oh, ich weiß — du bist ein großer Freund von Maschinen und Motoren. Und sicherlich ergeht es dir mit deinem Motorrad oder mit der Maschine an deinem Arbeitsplatz wie einem guten und besorgten Pferdehalter mit seinem Tier: Sie ist dir jenseits aller Mühen und Plagen im Laufe der Zeit auf eine besondere Weise ans Herz gewachsen. Und es gibt sogar Augenblicke, in denen du sie geradezu verliebt ansiehst. Es ist dir daher nicht bloß eine berufliche Pflicht, sondern viel mehr noch eine Sache des Herzens, sie immer in bester Ordnung zu halten. Ja, es würde dein inneres Gleichgewicht ganz erheblich stören, wenn sie etwa weniger gepflegt und sauber wäre als die Maschine deines Nebenmannes. Und nie bist du zufriedener als dann, wenn sie mit all ihren Einzelteilen blinkt und glänzt, so daß man glauben könnte, sie glänze und blinke vor lauter Neuheit so.

Es ist schön und anerkennenswert und höchst zu loben, wie du dich derart deiner Maschine annimmst. Nur so wird sie dir jederzeit einsatzbereit zu Diensten stehen. Du kannst dich eben vollkommen auf sie verlassen und brauchst nicht zu befürchten, daß sie wie ein störrischer Gaul bockt und im entscheidenden Augenblick ausfällt.

Wie aber ist es nun mit dir selbst?

Denkst du bisweilen auch daran, daß dein eigener Körper in eben dem Maße einer liebevollen und umsichtigen Pflege bedarf wie deine so sorgfältig gepflegte Maschine?

Lächle bitte nicht über solche Frage. Es gibt im Berufs- und Arbeitsleben Männer genug, die zwar ihre Maschine und ihr Arbeitsgerät mit der erdenklichsten Sorgfalt und

Liebe behandeln, ihren Körper jedoch auf eine fast sträfliche Weise mißachten und übersehen. Sie werden es weit von sich weisen, etwa eine systematische Gesundheitspflege und Körperhygiene zu betreiben. Zahnpflege — nun ja, das mag noch hingehen. Aber gar eine besondere Haut- und Gesichtspflege? Oder eine Hand- und Fußpflege mit viel Wasser und Seifenschaum? Nein — das sei allenfalls eine Angelegenheit der Frauen, knurren sie vielleicht, oder jener eitlen Gecken, die zuviel freie Zeit hätten und sich zu wichtig nähmen. Sie aber seien robuste Männer und kerngesund; da bedürfe es solcher Firlefanzereien nicht. Basta!

Ob es ganz richtig ist, was diese Männer aus einem an sich echten Gefühl von natürlicher und gesunder Männlichkeit sagen?

Immerhin — auch für den gesündesten Mann ist die Gesundheit ein kostbares Gut, das er nicht geringachten sollte. Und gerade in unserer Zeit, da Leben und Beruf immer stärkere Anforderungen an den Menschen stellen, ist es vor allem wichtig, gesund und damit leistungsfähig zu bleiben. Nicht minder wichtig ist es, wie man in seiner äußeren Erscheinung den Menschen gegenübertritt. Körperpflege und Gesundheit gehören nun einmal sehr eng zusammen. Und wer sich ansehnlich und adrett hält und eine systematische Körperpflege betreibt, betreibt damit zugleich eine vielen Krankheiten vorbeugende Gesundheitspflege. Man sollte es viel mehr bedenken. Auch du solltest es tun, der du so besorgt und liebevoll um deine Maschine bemüht bist. Es ist ja so wichtig für dich und nicht zuletzt auch für deine Frau und deine Kinder und dein Ansehen in der Öffentlichkeit.

„Es kommt darauf an, wieviel man verträgt“

Wieviel und was darf ein Kraftfahrer trinken, der „verkehrstüchtig“ bleiben und seine Fahrsicherheit nicht verlieren will? Leider läßt sich diese Frage nicht mit einer für alle Fälle gültigen „Gebrauchsanweisung“ beantworten. Es gibt keine festen Regeln. Auch die von den Gerichten gezogene „1,5-Promille-Grenze“ ist kein allgemeinverbindliches Richtmaß. Jeder Körper reagiert anders. Die gleiche Flasche Wein kann bei Herrn X zu 1,4 Promille Alkohol im Blut führen, bei Herrn Y zu 1,6 und bei Herrn Z sogar zu 1,8. Man kann also nicht generell sagen: drei Glas Wein oder zwei Flaschen Bier schaden bestimmt nicht. Es kommt auf den einzelnen Menschen an: auf sein Körpergewicht, seinen Gesundheitszustand, den Grad seiner Alkoholgewöhnung. Wer öfter Alkohol zu sich nimmt, wird in der Regel mehr vertragen als der Mann, der nur alle halben Jahre ein Glas trinkt. Außerdem hat jeder Mensch eine wechselnde Kondition. Der Einfluß des Alkohols ist abhängig vom gesamten seelischen und körperlichen Zustand und von der augenblicklichen Disposition. Ist man nervös und überarbeitet, hat man Ärger gehabt, hat man wenig gegessen und geschlafen, so wird ein geringes Quantum alkoholischer Getränke eine stärkere Wirkung haben, als wenn man ausgeruht, gut gelaunt und gut gesättigt, psychisch und physisch auf der Höhe sein Gläschen genießt. Selbst die Jahres- und die Tageszeit

können dabei eine wesentliche Rolle spielen, ebenso das Alter.

Schon daraus ersieht man: Die Frage, wieviel Alkohol man verträgt, ohne fahruntüchtig zu werden, läßt sich nicht generell beantworten. Jeder muß selbst darüber entscheiden, und zwar von Fall zu Fall. Und das kann man nur, wenn man über den Alkoholgenuß und seine Auswirkungen einigermaßen Bescheid weiß. Es ist nun einmal so:

Der Mensch sündigt selten aus böser Absicht,

sondern meist aus mangelnder Einsicht, aus Irrtum und Unwissenheit. Nur wer eine Gefahr kennt, ist imstande, sie zu meiden.

Eine gewisse Richtlinie hat uns der Bundesgerichtshof gegeben, als er am 5. November 1953 in einem Urteil auf der Grundlage des § 315a des Strafgesetzbuches für Recht erkannt hat, daß Fahrunfähigkeit unter allen Umständen gegeben ist, wenn auf Grund der Widmarkschen Blutprobe ein Alkoholgehalt von 1,5 Promille im Blut festgestellt wird. Die Widmarksche Methode ist umstritten, und gewissenhafte Richter werden daneben auch noch andere Methoden anwenden, um den jeweiligen Grad von Verkehrsuntüchtigkeit genau ermitteln zu können. Aber die berühmten „1,5 Promille“ geben wenigstens einen Anhaltspunkt, und das ist besser als gar nichts.

Der kritische Wert von 1,5 Promille wird, wie jeder weiß, um so eher erreicht, je konzentrierter und je schneller man trinkt. Die Alkoholkonzentration in unseren gebräuchlichen, geistigen Getränkearten ist sehr verschieden, mithin führt man sich mit jedem Schluck ganz unterschiedliche Alkoholmengen zu, je nachdem, was man trinkt. Einen Überblick gibt die folgende Aufstellung:

Alkoholgehalt in Gramm je 100 ccm (bzw. 100 g)

Vollbiere, helle und dunkle Lagerbiere	
Pilsener und Exportbiere	3,5 bis 4
Malzbiere	1,0 bis 1,8
Starkbier (Bockbier)	4,5 bis 5
Branntweine 38 bis 40 Vol. %ig (Doppelkorn, Steinhäger, Gin, Weinbrand, Weinbrandverschnitt)	30 bis 32
Whisky, Rum (43 bis 45 Vol. %ig)	36
Liköre (32 bis 45 Vol. %ig)	25 bis 36
Wermut, Portwein, Südwine	15
Cocktails	15 bis 20

Die Kardinalfrage, wieviel man jeweils von diesen Getränken zu sich nehmen kann, bis ein bestimmter Promille-Wert im Blut, z. B. eben die gerichtsnotorischen 1,5 Promille, erreicht ist, läßt sich nicht ganz einfach beantworten. Eine wesentliche Rolle spielt einerseits das Körpergewicht, andererseits der Zeitfaktor. (Vgl. unser Bild.)

Die häufig angestellten Berechnungen nach dem Klischee: („in zwei Liter Bier sind 70 bis 80 g Alkohol enthalten; diese Alkoholmenge erzeugt bei einem 70 kg schweren Mann einen Blutalkoholgehalt von 1,5 bis 1,7 Promille“) sind praktisch falsch, weil sie den Zeitfaktor vernachlässigen. Insbesondere ist der daraus leichtfertig gezogene Schluß falsch: also darf ein Mittelgewicht nicht mehr als höchstens 1,5 bis 1,8 Liter Bier getrunken haben. Diese unrichtige Berechnungsweise setzt u. a. völlig lebensfremd voraus, daß in der Regel diese knapp zwei (!) Liter Bier auf einen Zug in Sekundenschnelle heruntergestürzt werden.

Ursachen beim Führer des Kraftfahrzeuges	1955 vH	1954 vH	1953 vH
Nichtbeachten der Vorfahrt	10,1	10,8	9,8
Falsches Einbiegen oder Wenden	4,5	4,7	4,7
Falsches Überholen oder Vorbeifahren	10,9	11,4	11,4
Übermäßige Geschwindigkeit	10,4	9,5	9,0
Fahrer unter Alkoholeinfluß	3,0	2,9	2,9
Sonstige Ursachen beim Kraftfahrer	20,0	19,7	18,7
Ursachen			
Beim Kraftfahrzeug	2,1	2,5	2,7
beim Mopedfahrer	3,8	—	—
beim Radfahrer	7,3	10,9	11,1
beim Führer eines anderen Fahrzeuges	1,8	2,0	2,5
beim Fußgänger	7,2	7,7	7,9
bei der Straße	14,4	13,2	13,9
durch Witterungseinflüsse	2,6	2,6	3,2
nicht festgestellte Ursachen	1,9	2,1	2,2
	100%	100%	100%

1 bis 1½ Stunden. Das Getränk vermischt sich mit dem Speisebrei und wird mit ihm zusammen verdaut. Außerdem ist die tatsächlich resorbierte Alkoholmenge geringer als die genossene. Der Alkohol wirkt also mit „Spätzündung“, der Schwips oder Rausch tritt erst später ein; daß es einen großen Unterschied ausmacht, ob man schnell oder langsam trinkt? Ein Mann von 70 kg wird durch den Konsum von 50 Gramm Alkohol (das wären 5 bis 6 Glas Bier oder 3 Glas Bier mit 3 bis 4 Glas „harten“ Schnäpsen oder 6 bis 8 Liköre), wenn er schnell trinkt und längere Zeit nichts gegessen hat, sehr bald auf 1 Promille Alkoholgehalt kommen. Trinkt er langsamer und während oder nach der Mahlzeit, so liegt das Maximum beträchtlich niedriger und zeitlich später;

wie und in welchem Tempo der in den Geweben vorhandene Alkohol wieder verschwindet (abgebaut wird)? Der Hauptteil wird in der Leber verbrannt (veratmet), ein kleiner Teil wird durch die Atemluft („Fahne“!), durch Schweiß und durch den Harn ausgeschieden. Bei einem gesunden Mann senkt sich der Blutalkoholwert um 0,15 Promille je Stunde. Bei Frauen um etwa 0,1 Promille. Die Abbaugeschwindigkeit beträgt 7 bis 10 Gramm je Stunde. Im Schlaf werden geringere Mengen abgebaut. Bei 1,5 Promille Alkohol im Blut ist man also erst nach etwa zehn Stunden wieder ganz nüchtern;

daß eine Rauschwirkung überhaupt nicht eintritt, wenn man beim Trinken lange Pausen einlegt? Wer 24 Stunden lang jede Stunde ein Glas Bier ($\frac{1}{20}$) oder einen Weinbrand trinkt, also 5 Liter Bier oder 0,6 Liter Spirituosen mit jeweils insgesamt 180 bis 200 Gramm Alkohol zu sich nehmen würde, dessen Blutalkohol würde trotz der enormen Gesamtmenge Alkohol niemals den belanglosen Wert von 0,2 Promille überschreiten. Die „Verzettelung der Dosis“ schützt also vor unerwünschten Folgen;

daß der Zustand beim Alkoholgenuß trotz gleicher Promillezahl verschieden sein kann? Im „aufsteigenden Ast“, also bei Beginn des Trinkens, wirkt der Alkohol noch anregend. Im „absteigenden Ast“, also mit zunehmender Müdigkeit, wird die Aktions- und Reaktionsfähigkeit stärker gemindert;

daß gleicher Blutalkoholwert bei verschiedenen Personen keineswegs identisch ist bei gleichem Trunkenheitsgrad? In Massentests wurde festgestellt, daß bei 1,5 Promille Alkohol im Blut von 100 Männern 15 keine klinischen Rauschsymptome aufweisen..., ein Beweis dafür, daß eine kollektive Festlegung der absoluten Fahruntüchtigkeit unmöglich ist;

daß bei der Beurteilung der Fahrtüchtigkeit auch der Charakter des Verkehrsteilnehmers berücksichtigt werden muß? Ein jugendlicher Fahrer mit nur 0,5 Promille Alkoholblutgehalt kann aus Übermut und Kraftgefühl verkehrgefährdender sein als ein besonnener Familienvater, der mit 1,8 Promille im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit mit seinem Wagen langsam und vorsichtig nach Hause zuckelt.

Man soll nicht verniedlichen

Man soll vielmehr die Gefahr „Alkohol als Unfallursache“ wie jede andere, die dem Leben, dem Glück und der Gesundheit von Menschen droht, kompromißlos bekämpfen. Wer durch Alkoholmißbrauch Unheil anrichtet, kann nicht hart genug bestraft werden. Es ist aber sinnlos, die Menschen von heute, die allzu vielen Belastungen ausgesetzt sind, auch noch unnötig mit Schreckgespenstern zu beunruhigen und ihnen einen Genuß und eine Freude zu verderben, die sie gerade in diesen Zeiten besonders dringend brauchen. Man soll essen und trinken, was einem schmeckt und bekommt. Man soll genießen, was einem Freude macht. Die einzige Bedingung, die im Interesse des einzelnen wie des großen Ganzen daran geknüpft werden

muß, lautet: maßhalten. Und das ist eine Forderung, die allgemein Gültigkeit hat, wenn man nicht überhaupt darauf verzichten will, sinnvoll zu leben.

(Aus der Broschüre „Mutter kann ganz ruhig sein“, Alkohol und Verkehr, des Dortmunder Zeitschriftenverlags.)

In der Schmiede

Heller Klang der vielen Hämmer

Pocht und klopft den gleichen Takt;

Alle hier der Rhythmus packt.

Feuer leuchten aus dem Dämmer,

Feuer, riesengroß und nackt.

Schatten geistern an den Wänden,

Ausgezack und langgestreckt,

Von dem Mann, der Eisen reckt,

Der mit seinen harten Händen

Wundersame Formen weckt.

Von dem Mann, der unverdrossen

An sein Tagwerk sich verliert.

Sieh, wie er den Hammer führt!

Sieh, dort steht er unverdrossen,

Und der Stirne Schweiß ihn ziert.

Seine Fäuste halten sicher,

Was sie einmal fest umspannt.

Herz und Sinne sind gebannt.

Und in seltsam feierlicher

Scheu sehn wir der Arbeit Land.

Franz Kurowski



Auf Straßen ohne Gehweg – links gehen!

... besser die Gefahr im Auge, als den Kühler im Rücken!

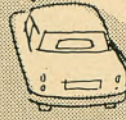
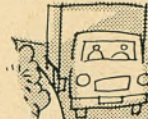
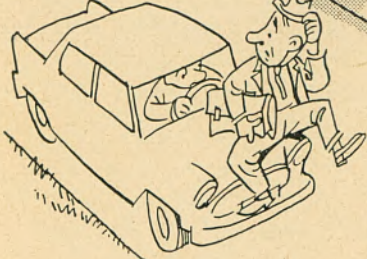


Zu spät!
Einsicht kommt oft nach dem Fall

BERNT RÖSEL

Verkehrs-Sündereien

vor und nach der Schicht



„Achtung, Aufnahme!“
– vielleicht seine letzte ...

„Gut, daß wir nicht zu laufen brauchen“



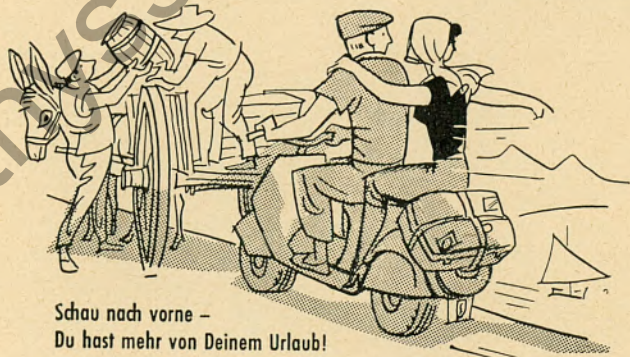
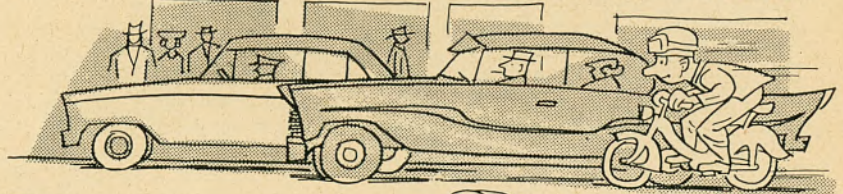
„Wir wollen nicht mehr streiten, aber nochmals, ich kam von rechts ...“



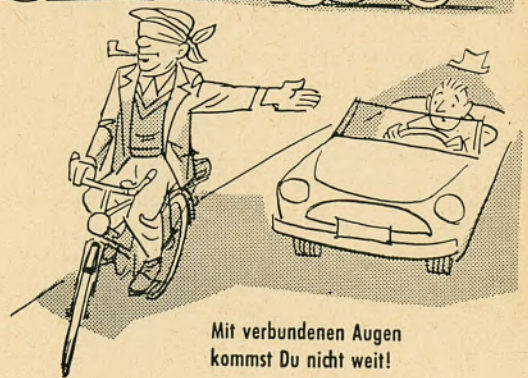
Fußgänger sind auch Verkehrsteilnehmer!



„In geschlossenen Ortschaften überhol' ich sie noch alle“



Schau nach vorne –
Du hast mehr von Deinem Urlaub!



Mit verbundenen Augen kommst Du nicht weit!

Adam und Eva unter der Eieruhr

Eine Stunde Saunabad

in der Badeanstalt

unserer Betriebskrankenkasse

Saunabaden darf man, wenn man darf, d. h. wenn der Hausarzt oder der behandelnde Arzt, ohne dessen Zustimmung niemand zum Saunabaden zugelassen wird, damit einverstanden ist. Er kann es erlauben, nicht verordnen, denn Saunabaden ist keine Krankenkassenleistung. Sauna ist nur etwas „für Gesunde“, für kerngesunde Menschen!

Wenn das klargestellt, verstanden und beherzigt ist, darf man theoretisch nun so viel Hitze tanken, wie man will. Die Praxis des Saunabades aber ergibt sich ganz von selber daraus, wie der Organismus auf die heiße Luft anspricht und wie man sich fühlt, nachdem die versprochene „Schweißflut“ allerlei Stoffwechselschlacken und manchen Zwick und Zwack weggeschwemmt hat.

Saunabaden, das muß man erst lernen. Zuerst geht es in den Ruheraum, in dem man ein Bett (für nachher) und ein Brett (für die Kleider) angewiesen bekommt, dazu einen Kapuzenumhang aus weißem Frottee und ein Paar Sandalen.

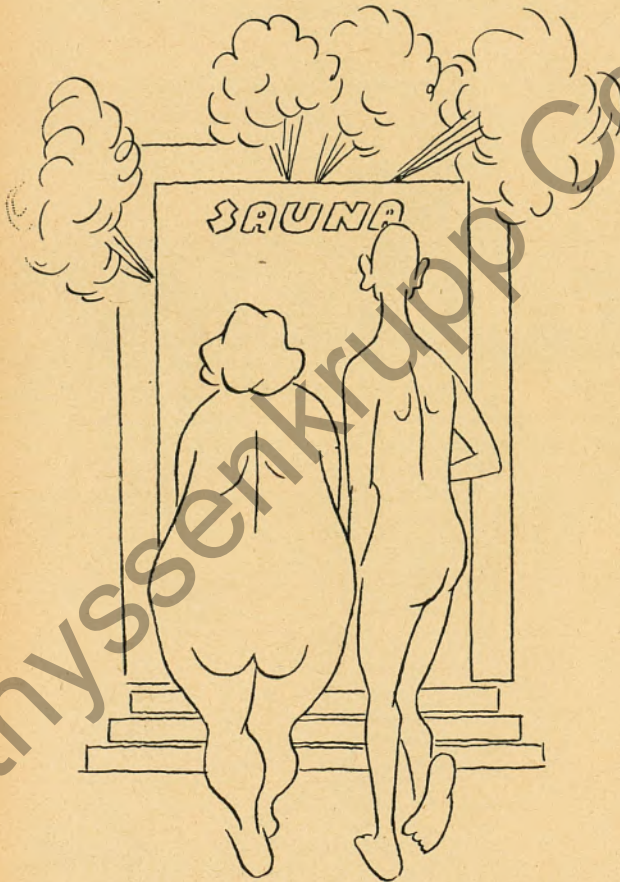
Vermummt wie ein Schloßgespenst

überschleicht man den Flur in Richtung Sauna. Die weiße Hülle bleibt im Vorflur, und nun wird erst mal geduscht und geseift. Der freundlichen Anleitung und Überwachung des Saunameisters oder der Saunameisterin bedarfst du von diesem Augenblick an kaum mehr, lieber Neuling. Deine Einführung ins heiß-heiße Allerheiligste übernehmen gern — gernstens! — die anderen Nackedeis, die da auf den hölzernen Stufen des holzverkleideten kleinen Raumes liegen, sitzen oder hocken, hochrot, mit großen, glänzenden Augen und betauten Stirnen, in eifriger Erwartung des ersten oder zweiten Schweißausbruches. „Bleiben Sie mal zuerst auf der untersten Stufe. Da hat's nur um die 70 Grad. Das genügt, wenn Sie's noch gar nicht gewöhnt sind.“

Sauna-Zeitabschnitt: die Eieruhr

Junge, Junge, ist das warm! Auf der nächsten Stufe soll's noch wärmer sein, und ganz oben bei 80 Grad halten's tatsächlich auch welche aus. Wie lange? Na, mindestens bis zum Schweißausbruch. Beim einen geht's schneller, beim anderen dauert's länger. Hoch oben kommt man rascher ans Schwitzen, aber der Körper soll sich auch an die Hitze gewöhnen. Eine bewährte Art von primitiver Faustregel rät, auf jeder Stufe je nach Wohlbefinden zu verweilen, zwischendurch in der kalten Wanne zu planschen und kühl zu duschen. Die Eieruhr hängt an der heißen Holzwand. Wenn der Sand einmal durchgelaufen ist, sind fünfzehn Minuten um. Alte Saunapraktiker behalten sie automatisch im Auge und ziehen sie wieder auf, indem sie sie umdrehen.

Die Hitze, die nach einem Guß Koniferenessenz auf den Elektroofen noch intensiver geworden zu sein scheint,



steigt dem Neuling, der vorschriftsmäßig auf dem mitgebrachten Handtuch sitzt oder liegt, in den langsam sich rötenden Kopf. „Eigentlich“, denkt er, „fühlt man sich dabei so, als wäre man als Kind mal in den Kleiderschrank gekrochen und hätte die Tür fest zugemacht. Ist es wahr“, wendet er sich an seine Mitschwitzer, „daß man hier

mit Ruten gepeitscht

wird?“ „Mit Ruten? Ach, mit Birkenzweigen, meinen Sie, nach finnischem Muster? Aber nein. Keiner braucht sich vor der Saunameisterin zu fürchten und keiner vor dem Saunameister. Die zusätzliche Anregung der Haut besorgt jeder selber, wenn er sie für nötig hält, indem er sich mit der Badebürste noch krebsröter schrubbt, als er ohnehin schon ist. Wenn ich Ihnen raten darf, war das Ihre letzte Eieruhr für heute. Nochmal rasch ins kalte Wasser, nochmal unter die kühle Brause, dann abtrocknen und in den Umhang wickeln. Jetzt geht's für eine halbe Stunde aufs Ruhebett.“

An der Teebar

(der hochgelegenen, weißlackierten Fensterbank im Ruheraum) bedient sich jeder aus einer dickbauchigen Kanne, die eine gelbliche, aromatisch duftende Flüssigkeit ausschüttet: Hagebuttentee. Naturgesüßt, vitaminreich, löscht er gleichzeitig den Durst und belebt. So! Ausstrecken, zudecken, sich so gründlich sauber fühlen, als wäre man chemisch gereinigt worden, dem lauten Schlag des eigenen Herzens lauschen...

Andere Temperamente fühlen sich nach vollzogener Entschlackung um so viel „leichter“, daß sie das Stilliegen kaum fünf Minuten aushalten. Hier reibt jemand emsig duftendes Öl in die noch weitgeöffneten Poren der heißen, rosigen Haut, dort greift man nach Fön und Haarwicklern. Die Hitze scheint auch die Zungen gelockert zu haben. Man debattiert — nicht allzu heftig — über die Frage, ob man mittels Sauna abnimmt oder nicht. Man einigt sich so: Geht man vorher auf die Waage und gleich nachher, dann zeigt sie ein paar Striche weniger. Schließlich hat man ja geschwitzt. Diese Striche sind so schnell wieder eingeholt, daß man wirklich nicht von Gewichtsverlust sprechen kann. Aber der entschlackte, wohldurchblutete, in seinem Kreislauf mächtig angeregte Körper findet vielleicht freudiger zu dem Entschluß, mit Obsttagen, Yoghurt- oder Quarkmahlzeiten ein übriges zu tun. Das wäre eine zusätzliche indirekte Wirkung der heilkräftigen Sauna und eine neue Bestätigung des alten Badespruches:

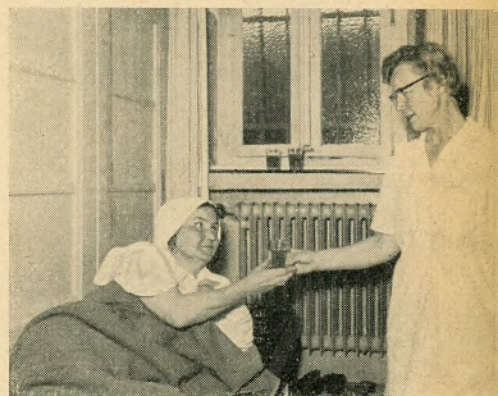
Jugendbrunnens Zaubertat
ist nicht bloße Sage,
Jugendfrische schenkt das Bad
zaubernd alle Tage.



„Nur mit Kapuzenumhang darf man den Gang überschreiten“, sagt Saunameister Wehner, der Leiter unserer medizinischen Badeabteilung

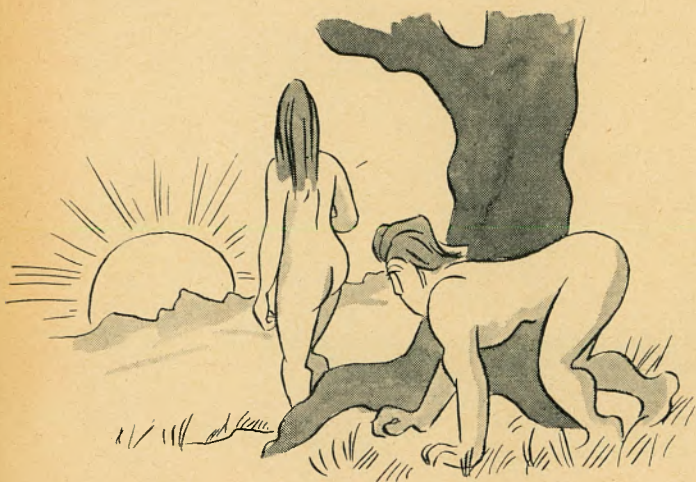


Saunameisterin Diekmann erfrischt eine regelmäßige Sauna-„Kundin“ mit Hagebuttentee

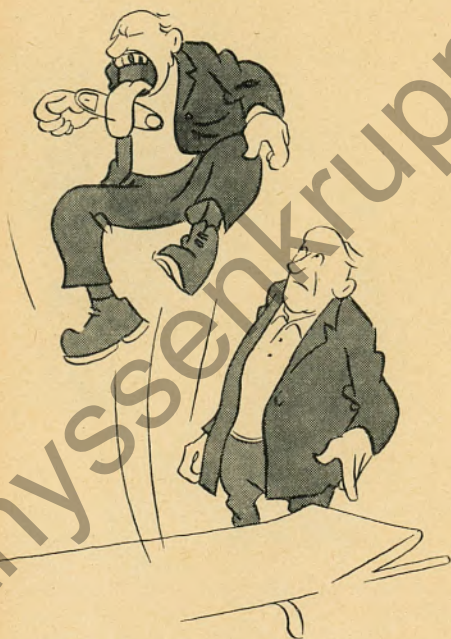


DR. KIAUSCHENZ:

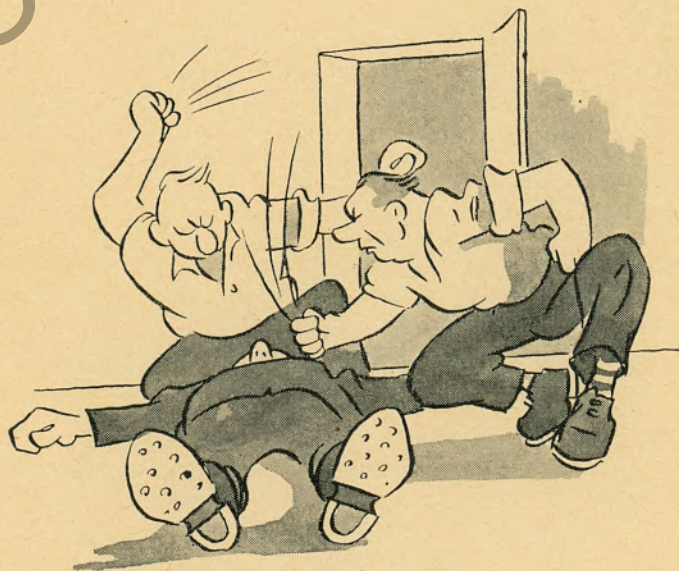
ERSTE HILFE!



Es hat der Mensch — so wurde uns berichtet —
nicht straflos sich vom Tiersein aufgerichtet,
denn seine inneren Organe
erleiden seitdem manche Panne:
Krampfadern, Bruch, gesenkten Magen,
Bandscheibenvorfall muß er tragen . . .
Den weiten Horizont der neuen Lebensform
erkennt er bald und findet ihn enorm.



Ein Ohnmachtsanfall? Kleine Fische!
Den heilt allein schon Luft, die frische.
Doch liegt wer tief bewußtlos auf der Bahre,
vorm Tode des Erstickens ihn bewahre,
(weil du doch nicht der Krankheit Grund entdeckst),
indem du eine Nadel durch die Zunge steckst.
Kommt dann der Arzt, wird er dich dafür loben.
Der Kranke kann, erwacht, ja stumm nur toben . . .



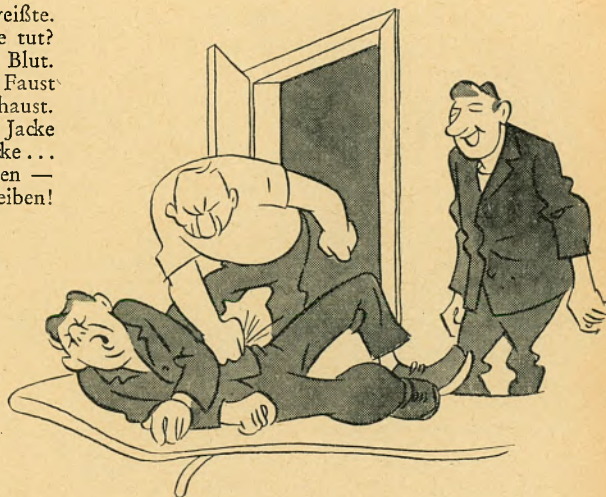
Elektroschock, der wirkt aufs Herz
so schnell und hart wie Todesschmerz.
Es kann den Schreck meist nicht vertragen
und hört ganz einfach auf, zu schlagen.
Besinnung ihm zurückzugeben,
muß künstlich atmend man's beleben.
Als Antischock, damit's in Rage kommt,
per Faust ihm Herzmassage frommt.

Bei Puff, Stoß, Fall auf deine Birne,
umwickelt man dir deine Denkerstirne
sorgsam mit einem „8“-Verband,
den man besonders haltbar fand.
Beim besten Willen kann's passieren,
daß Unterweisungen wir nicht kapieren . . .
Versiegelt scheint der Grips durch eine Plombe:
8fach verbunden wird der Kopf zur Bombe!



Es fliegt wohl mal ein Stück Materie
wem an den Hals und trifft dort die Arterie.
Es spritzt das Blut . . . Um es zu stillen,
drück deine Hand darauf, ums Lebens willen!
In Schweiß und Blut gebadet — bleib am Stemma,
bis daß der Doktor kommt, dat Dingen abzuklemmen.
Vorm Tod läßt sich sonst keine Rettung finden,
denn Wunden gibt's, die kann man nicht verbinden.

Getroffen die Arterie in der Leiste . . .
Daß man Arterien abdrückt, ja, das weißte.
Auch, daß man's anders als am Halse tut?
Mach schnell, du siehst, in Strömen fließt das Blut.
Du stillst's, indem du deine Faust
dem Kumpel in die Leiste haust.
Und hilft das noch nicht, stopf die Jacke
noch rein und Tuch und Schal, au Backe . . .
Hygienisch kann man's später wieder treiben —
erstmal's muß doch der Mann am Leben bleiben!



Schädelbasisbruch

Beim Mopedfahren oft genug
gibt's einen Schädelbasisbruch.
Der Laie schon erkennt das gut:
Aus Mund, Ohr, Nase schießt das Blut.
Den Schädelbasisbruch zu meiden,
muß man mit Schutzhelm sich bekleiden,
sonst erbt vom Fahrer mal sein Mädel
nur den defekten Totenschädel.

Daß Milch gesund ist und daß man mehr Milch trinken soll, das liest man oft auf Plakaten, das steht auf den großen Milchtankern, und das wird jeder Arzt bestätigen.

Es gibt wenig Menschen, die Milch in der einen oder anderen Form schlecht oder überhaupt nicht vertragen können. Milch ist ein wirklich vollkommenes Nahrungsmittel. Mit ihr kann man ja — in der Form der Muttermilch — Säuglinge über einen langen Zeitraum allein ernähren. Sie enthält an Eiweiß, Fett, Kohlehydraten, an Vitaminen und Mineralien schlechthin alles, was der Mensch braucht.

Verständlich, daß auch die Milchprodukte zum großen Teil noch alles das enthalten, was die Milch so wertvoll macht.

In unserer Zeit wird die Ernährungsform immer raffinierter, immer konzentrierter und entfernt sich immer mehr von dem natürlichen Zustand, in dem nun einmal jedes Nahrungsmittel am wertvollsten ist.

Der Verbrauch an Fleisch, Eiern und Fett steigt ständig, der Verbrauch von Getreideprodukten sinkt ab. Der Milchverbrauch steigt wohl auch noch an, aber die Kurve des Milchverbrauchs bleibt doch deutlich hinter der Kurve des Fleisch- und Eierverbrauchs zurück. In anderen Ländern liegt der Milchkonsum, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, deutlich höher als in der Bundesrepublik.

Dabei sind die Milch und ihre Produkte nicht nur die besten, sondern auch mit Abstand die billigsten Träger von Eiweiß, und ohne Eiweiß ist menschliches Leben ja nicht zu erhalten. Die Folgen von Eiweißmangelschäden bei Heimkehrern aus der Gefangenschaft wollen wir nicht so schnell vergessen.

Der Quark oder Weißkäse oder Topfen, wie er in Bayern genannt wird, entsteht durch Gerinnung der Milch. Er ist eine Vorstufe des Käses. Er ist ein vorzügliches, bekömmliches Nahrungsmittel mit vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten und wird vor allem von Kindern sehr gern genommen. Seine Vielseitigkeit liegt in der Verwendung als Brotaufstrich, als Süßspeise, als Auflauf oder im unveränderten Zustand mit Pellkartoffeln und etwas Butter. Stippmilch ist ja in Westfalen ein allgemein bekanntes und geschätztes Gericht.

Im folgenden seien einige Quarkrezepte für Brotaufstrich und für Süßspeisen angegeben, die für Erwachsene und Kinder als regelmäßiger Bestandteil des Küchenszettels nur wärmstens empfohlen werden können.

Die Zubereitung ist einfach, und der Preis ist für jeden Haushalt erschwinglich.

Schnittlauchquark:
Schnittlauch (oder Schloten)
fein gewiegt
100 g Quark (fein gerührt)
eine Prise Salz
etwas Milch

Möhrenquark:
100 g Quark (fein gerührt)
eine kleine Möhre
(geschält, fein gerieben)
eine Prise Salz
eine Prise Zucker
etwas Milch
etwas Zitronensaft

Paprikaquark:
100 g Quark (fein gerührt)
Paprika nach Geschmack
eine Prise Salz
etwas Milch

Tomatenquark:
100 g Quark (fein gerührt)
ein Eßlöffel Tomatenmark
eine Prise Salz
eine Prise Zucker
etwas Paprika
evtl. etwas Milch

Apfelquark:
100 g Quark (fein gerührt)
ein mittl. Apfel (schälen und raspeln)
eine Prise Zucker
Saft einer halben Zitrone
etwas Milch
zwei Eßlöffel Vanillepudding
alles gut mischen und abschmecken

Orangenquark:
100 g Quark (fein gerührt)
Saft von zwei Orangen
Saft einer halben Zitrone
Zucker (nach Geschmack)
drei Eßlöffel Vanillepudding
alles gut verrühren

Schokoladenquark:
100 g Quark (fein gerührt)
35 g geriebene Schokolade
Zucker (nach Geschmack)
drei Eßlöffel Vanillepudding
alles gut schlagen

Rhabarberquark:
100 g Quark (fein gerührt)
Rhabarberkompott (nach Geschmack)
Zucker (nach Geschmack)
drei Eßlöffel Vanillepudding
alles gut schlagen

Die Mühle im Schwarzwald

Manch ein Motiv ist wie ein altes Lied, und wenn man es fotografiert, ist das wie ein frohes Einstimmen. Einer, der auf seinem Wege in der Natur den Frühling suchte, sah das struppige Haupt der verlassenen Schwarzwaldmühle. Die Sonne schien milde darauf, und gleich daneben leuchtete die zartweiße Blüte eines kleinen Apfelbaums. Dieser schöne, lebensvolle Kontrast ließ die Melodie erklingen, er machte die Aufnahme kostbar. Alle Verheißung des Frühlings war in ihr eingefangen



Sonntags in der Frühe

Es geht hinaus aus dem Dunstkreis der Stadt. Der Vordermann hat die Böschung erklommen und macht von dort aus seine erste Aufnahme, der an diesem Tage noch viele folgen werden. Er weiß wohl gar nicht, daß dieser „pflichtgemäße“ Schnappschuß ein Bilddokument mit Seltenheitswert wird. Man hat schon viele Bilder vom Jugendwandern gesehen, aber noch keines vor der großartigen Szenerie der Domstadt am Strom

FÜR UNSERE FOTOFREUNDE



Am Gängelband

So eine junge Kindergärtnerin, zumal wenn sie hübsch ist, muß schon allerhand über sich ergehen lassen. Nicht genug damit, daß sie nach den verschiedensten Richtungen hin langgezogen wird — am Rande des Spielplatzes lauert ja bei gutem Fotolicht auch noch diverse Liebhaber, Kamera-Liebhaber, versteht sich! Denn hier purzeln ihnen die anmutigen Bilder geradezu automatisch in die Lichtfalle. Und das Fräulein ist schon von Berufs wegen dazu angehalten, Nachsicht zu üben

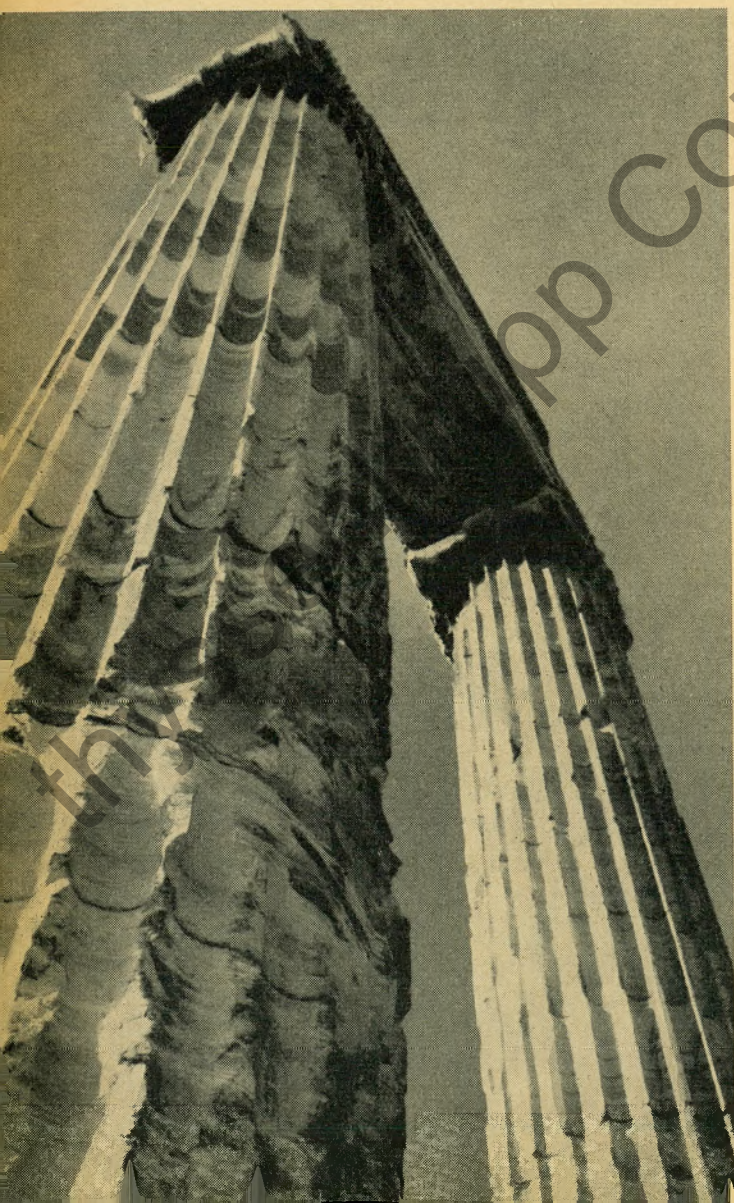
Im Abendlicht

Nur selten am Tage zeigt sich unseren Augen die Schönheit der Bergwelt so eindringlich klar wie am Abend. Und immer wieder verführt uns die Beleuchtung dazu, mit der Kamera unser Erlebnis zu formen und zu bannen. Schön, wenn dann, wie es hier der Fall war, dem Freund der Natur einige Menschen bereitstehen, denen man die starke Beziehung zur Landschaft ansieht und die man, gleichsam als Kontrapunkt, mit ins Bild nimmt



KURDEN, TEMPEL UND MOSCHEEN

An der Westküste errichteten griechische Kolonisten, Flüchtlinge vor Eindringlingen aus dem Balkan, große Städte, die sie mit noch heute erhaltenen Tempeln schmückten. In manchen von ihnen war ein Orakeldienst eingerichtet, der auf Befragen stets zweideutige Antworten gab und manchen König, der darauf hörte, ins Unglück stürzte. Unten die Säulen des Tempels in Didyma



Als ich die Zelttür zurückschlage, starre ich in blinkende Pistolenläufe, die zwei türkische Polizisten auf mich richten. Erst nach halbstündigem Palaver habe ich die Männer davon überzeugt, kein Spion, sondern Tourist zu sein und daß es nichts Schöneres gäbe, als auf einer Waldlichtung unterhalb mehrhundertjähriger Lärchen im Taurusgebirge zu zelten.

Ich könnte diesen Bericht auch so beginnen: Nachdem ich das Zeltlager in einem Steinbruch aufgegeben habe und die Straße vom türkischen Kütahia nach Afün Karahissar weiterfahre, überholt mich ein mit zwanzig Soldaten besetzter Lkw und stellt sich quer. Ein Sergeant reißt meinen Wagenschlag auf, packt meine Hände und — klick — liegen sie in Handschellen. Zur Militärkommandantur in Kütahia zurückgebracht, stellt sich heraus, daß mich zwei Bauern angezeigt haben mit der Begründung, „ich sende mit der Autoantenne geheime Nachrichten in die Sowjetunion“. Zur Versöhnung lädt man mich zu einem umfangreichen Mittagmahl ein und spendiert sechs Rakischnäpse; im Mercedes des Kommandeurs bringt man mich zu meinem VW zurück.

Solche Dinge können jedem mal passieren, der sich über alttürkische Reglements hinwegsetzt und nachts außerhalb der Stadtmauern zubringt — sei es im Zelt oder Wohnwagen. Wer im Freien übernachtet, ist nach Ansicht des Türken tausend Gefahren der Steppe oder undurchdringliche Wälder ausgesetzt und muß in Obhut genommen werden, oder aber er ist so verdächtig wie der nomadisierende Jürüke in Südwestanatolien und der Beduine, welcher über ein Zelt auf nur vier Stangen verfügt; wohlhabende Scheichs in Nordmesopotamien tun's nicht unter acht Zeltstangen.

Fast 600 Jahre haben türkische Sultane zwischen Gibraltar und der Donau regiert. Das war im Hinblick auf das Gemisch von zwei Dutzend verschiedener und teils äußerst grausamer Völker nur mit einem rigoros arbeitenden Polizeiapparat möglich und mit ebenso drastischen Maßnahmen gegen jene, die nicht jederzeit kontrolliert werden wollten. Erst 35 Jahre ist die Türkei Republik, aber die Polizeiallüren sind noch dieselben geblieben. Für den, der das Land

vom Ägäischen Meer bis Kurdistan

durchreist, ist das an und für sich ganz gut, weil er beruhigt schlafen kann. Ein paar Störungen der genannten Art müssen dafür in Kauf genommen werden. Dadurch bekommt man viel engeren Kontakt mit Türken, als hielte man sich ausschließlich in Hotels auf. Da es diese — oder was wir uns darunter vorstellen — aber nur in den größeren Städten gibt und alles andere Gasthäuser sind, die immer irgendeine Kurzweil bieten, beginnt auch die Polizei einzusehen, warum Europäer lieber in ihrem eigenen Vehikel nächtigen wollen. Ja, Kurzweil — nun, entweder besteht sie darin, daß der Zigarettenrauch aus der Gaststube im Parterre durch fingerbreite Rillen ins Zimmer heraufdringt und dafür zufällig verschüttetes Wasser auch nach unten in die Teegläser plätschert, oder darin, daß man in der Frühe Schlange stehen muß, bis man an der Reihe ist, um sich im einzigen Waschbecken auf dem Korridor rasieren zu können — die Zimmer besitzen solche Einrichtung meist nicht. Oder darin, daß man, sofern vorhanden, seine Frau bis zur Toilette begleitet und draußen wartet, weil sich das so für jeden Türken auch gehört.

Diese nämlich sind sehr heißblütige Menschen und außerdem seit ein paar hundert Jahren daran gewöhnt, Frauen



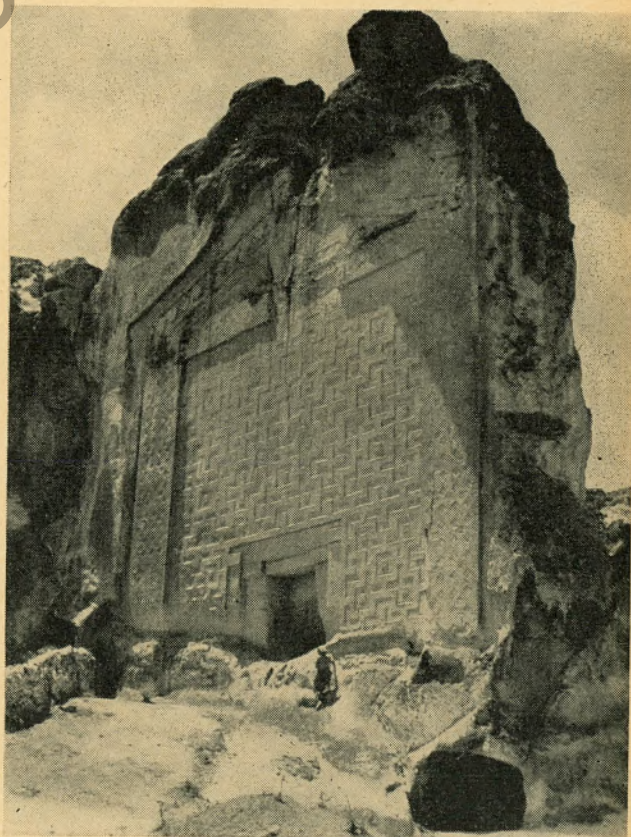
Ist Konstantinopel auch nicht die Landeshauptstadt, so ist es doch die größte Stadt der Türkei und stellt auch mit seiner Lage am Bosphorus Ankara weit in den Schatten. Blick auf den Bosphorus mit ankernden Kriegsschiffen

und Mädchen nur im Harem anzutreffen. Während man sich nun zwar damit abgefunden hat, daß die gute alte Zeit mit Mädchen ausschließlich in der Obhut irgendwelcher vier Wände vorüber ist, ist man vielfach noch der Ansicht, daß Frauen z. B. nicht reisen dürfen. Müssen sie das aber doch, etwa um ihrem Mann an seinen Arbeitsplatz 500 Meilen weit nach Armenien zu folgen, dann ist es selbstverständlich, daß er seine junge Frau keinen Schritt unbeaufsichtigt läßt — daher auch die obligate Begleitung bis zum verschwiegene Örtchen.

Gastfreundlich und ehrlich

Wer sich längere Zeit im Lande aufgehalten hat, wird es stets nur sehr schweren Herzens wieder verlassen, auch wenn er Monate hindurch keine Kirchenglocken hörte, sondern vom Minarett herunter nur das Rufen des Muezzins zum Gebet, sei es durch dessen eigenen Mund oder mittels einer Schallplatte und des Lautsprechers. Man verläßt die Türkei deshalb so ungern, weil die Menschen von einer Gastfreundlichkeit und einer Ehrlichkeit sind, die beispielhaft ist. Als ich einmal sonntags in Konia einen Mechaniker aufsuchen mußte, lehnte er hernach nicht nur Geld für seine vierstündige Arbeit ab, sondern lud mich noch zu seinen Eltern zum Essen ein. Solche Beispiele könnte ich beliebig fortsetzen.

Und wann wird einem schon mal etwas gestohlen? Natürlich gibt es Ausnahmen! In Konstantinopel mit seinen Rauschgiffhöhlen, Sittlichkeitsverbrechern und sonstigen Gangs wäre es töricht, zu glauben, die versehentlich am Bahnhof stehengelassene Handtasche wiederzufinden. Und ebenso muß man in Nordwestmesopotamien alles ver-



Auf den Hochebenen Inneranatoliens lebten vor etwa 3000 Jahren die Phrygier, deren Königen, meist hießen sie Midas und waren im Altertum sprichwörtlich reich, gewaltige Grabmäler erbaut wurden.



Sobald die Weidegründe abgegrast sind, wandern die Jürüken weiter. Immer wieder begegnen uns ihre Karawanen



Im Winter und in den kalten Nächten tragen die Hirten einen breiten, buntbestickten Umhang aus dickem weißem Filz

schließen, was verschließbar ist. Dort nämlich überwiegen schon Araber, die es nicht so genau nehmen. Für Staat und Polizei sind Diebe natürlich niemals Türken, sondern böse Menschen, die man gutgläubig über die Grenze ließ und nicht wieder los wird.

Und dann die Hilfsbereitschaft der Lkw-Fahrer, Arbeiter und Bauern! Erstere pflegen zwar rücksichtslos in die Kurve zu gehen, weichen andererseits aber jedem Igel aus, der über die Chaussee hoppelt — Igel nämlich bringen Glück! Rinder und Esel wiederum, die unklugerweise nicht schnell genug Reißaus nehmen, werden bedenkenlos niedergefahren — es gibt ja so viele davon. Lkw-Fahrer halten aber fast durchweg an, sobald sie in des anderen Wagen ein Unheil im Getriebe oder Motor wittern. Als ich z. B. 20 km vor Siwas den Wagen neben die Straße gestellt und geschlafen hatte, erwachte ich davon, weil er sich bewegte. Wer beschreibt meine Verblüffung, als ich mich bereits an einen Laster gehängt und abgeschleppt sah. Ein nächtlicher Wanderer hatte in Siwas Auftrag zum Abschleppen gegeben, im Glauben, ich säße fest.

Soldaten sind wieder anders

Sie haben es beim türkischen Barras ja auch nicht leicht. Ihr Sold ist gering, die Behandlung schlecht — Prügelstrafen sind durchaus noch zulässig —, die Freizeit knapp und die Mädchen rar. Was Wunder, daß unverhältnismäßig viele Soldaten homosexuell sind oder bei passender und unpassender Gelegenheit ihre Macht zeigen müssen. Türkische Soldaten sind aber unerhört mutig; das türkische Kontingent im Koreakrieg kämpfte am besten!

Polizisten werden besser bezahlt als Soldaten und sind deshalb für denjenigen sympathische Partner, dessen Weste blütenweiß ist. Ist sie auch nur leicht angefleckt — Gnade Allah, dann sind türkische Ordnungshüter fürchterlich. In Alexandrette war ein syrischer Fahrradmarder festgenommen worden. Als er es wagte, zu leugnen, erhielt er schon auf der Straße eine solche Serie Ohrfeigen, daß man ihn zur Wache tragen mußte.

Aber wie gesagt: Es herrscht Ordnung in der Türkei, und wenn sie einmal durchbrochen wird, dann liegt das meist an der Mentalität der vielfach ja noch nomadisierenden Volksgruppen, wie etwa der Jürüken oder Kurden.

Mit ihren Herden ziehen sie je nach Üppigkeit der Weidegründe durchs ganze Land. Es sind rauhe Gesellen, deren riesige zottige Hunde während des Winters ständig mit Wölfen zu tun haben; ihnen sind deshalb auch stets Ohren und Schwanz gekappt, damit sich die Raubtiere nicht so leicht in ihnen festbeißen können. Der ganze Reichtum sind Ziegen, Schafe, ein paar Pferde und Esel, seltener Kamele, die als Lasttiere immer mehr vom Lkw verdrängt werden. Die Jürükenfrauen tragen ihre ganze, aus Gold- und Silbermünzen bestehende Aussteuer als Kopf- und Brustschmuck bei sich, und wenn sie irgendeinem störrischen Esel nachlaufen, klingelt dieser Schmuck wie zierliche Glöckchen.

Jürüken und Kurden sind konservativ und halten nichts von Moderne. Als ich einmal drei von ihnen fotografiert hatte, verlangten sie sofort das Foto, und ich hatte größte Mühe, mich den rabiat werdenden Männern zu entziehen.

Überhaupt: Fotografieren!

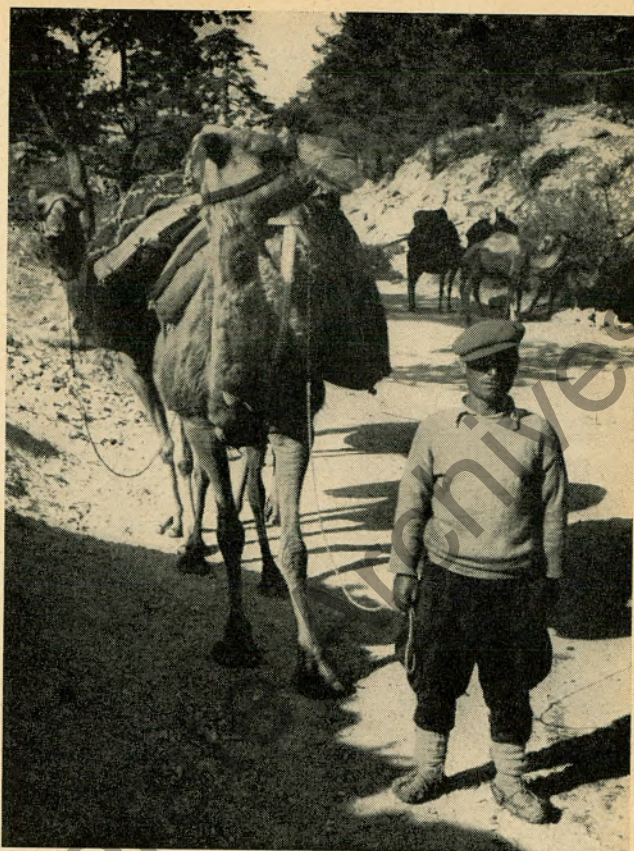
Nur ja nicht ohne Genehmigung von Vater, Bruder oder Gendarm Frauen knipsen, auch wenn sie noch so malerisch aussehen und verlockend lächeln. Türkische Frauen sehen ihre Männer allzu gern eifersüchtig und haben deshalb nichts dagegen. Aber man erinnere sich an das Verbot des Korans, „daß man sich kein Bild vom Menschen machen darf“. Deshalb findet man ja auch weder Gemälde noch Skulpturen in den sonst noch so prunkvoll ausgestatteten Moscheen.

Die Vorstellung, ein Europäer zeige daheim Bilder der Frau oder Braut, reizt den Türken bis aufs Blut, und es kann leicht zu Katastrophen kommen. Wie denn überhaupt jede europäische Freizügigkeit der Geschlechter auf völliges Unverständnis stößt. Familienbäder sind verpönt. Ein französisches Ehepaar reiste 1957 durch Kurdistan. Auf 15 km kein Dorf. In einem der Gebirgsbäche badeten sie, er in seiner Badehose, sie nackt, in der Annahme, es sei ja doch niemand weit und breit auf dem Wege. Aber Kurden gehen viel auf Jagd, und zwei von ihnen beobachteten das Idyll. Sie holten ihre Freunde herbei — und die junge Frau wurde von 15 Kurden vergewaltigt. Erst abends gelang es dem Mann, ein zufällig vorbeikommendes Auto anzuhalten, das die schwer verletzte Frau nach Diarbakr brachte.

Ich kam durch Silvan, als die 15 Männer mit Ketten an Händen und Fußgelenken gerade auf einen Laster verladen wurden, um nach Diarbakr gebracht zu werden. Einer hatte offenbar Widerstand geleistet; ihm war ein Auge ausgeschlagen worden. Die sie erwartende Strafe wird nur leicht sein, sagte man mir, weil es jeder mohamedanische Richter versteht, daß die Kurden in dieser Europäerin Freiwillig gesehen hatten, mit dem sie machen durften, was sie wollten. Denn — jede Türkin bedeckt Arme und Beine (letztere durch Hosen bis zu den Knöcheln), und vielfach trägt sie auch noch den Gesichtsschleier. Demgegenüber eine nackt badende Frau? Wohlgemerkt, in den größeren Städten denkt man schon viel moderner.

Kurden sind auch sonst nicht gerade angenehm. Zwar stolz, aber maßlos selbstherrlich, faul, roh und rechthaberisch, deshalb aber nicht etwa besonders intelligent. Zu einer Staatsbildung wie die Armenier und Araber haben sie es während ihrer Geschichte nur einmal gebracht, und das auch nur auf kurze Zeit.

An der Südküste gab es im Mittelmeer ein Königreich Armenien, dessen Herrscher ihre Burgen nach europäischem Vorbild erbauten



Nirgends trifft man so viele Kamelkarawanen wie in Südwestanatolien

Schön ist das Land

das heißt, schön ist es eigentlich überall in der Türkei, auch in der Monotonie der Salzsteppe, die so groß ist wie Bayern, und auf den Plateaus Inneranatoliens. Nur ist Kurdistan urwüchsiger und nicht von Fremden besucht. Denn, so merkwürdig es anmutet: Die Türkei besitzt auch einen „Vorhang“, zwar keinen eisernen, aber doch sehr fühlbaren. Alles Land östlich des Euphrat nämlich ist für den Reiseverkehr grundsätzlich tabu, und dieser Strom hat die Breite des Rheins bei Emmerich oder Steilufer wie der Inn bei Landeck. Nur mit Mühe erhält man durch Vermittlung der deutschen Botschaft vom Innen- und vom Kriegsministerium die Einreiseerlaubnis. Und hat man sie bekommen, muß man sich in jedem Ort bei der Polizei melden. Das ist zwar zeitraubend, aber interessant, weil man immer wieder andere Menschen kennenlernt. So in Urfa den Stadtveternär, einen riesigen Neger, der in Oxford studierte und das einzige Gestüt arabischer Pferde in der Türkei besitzt. Als er mich zu sich einlud, begrüßte mich seine kleine türkische Frau auf deutsch — ihre Mutter war aus Stuttgart.

Es gibt nur wenige Brücken über den Euphrat. In Kurdistan nur jene bei Karkamisch, das wir schon aus der Bibel kennen. Den Fährverkehr vermitteln schwerfällige Kähne, auch für Autos.

Weil somit Armenien und Kurdistan östlich des Euphrats liegen und leicht unter Kontrolle gehalten werden können — das ist wegen der riesigen Waffendepots bei Erzerum nötig —, ist dieser Landesteil für die Türkei dasselbe wie Sibirien für Rußland, nämlich Verbannungsgebiet für unliebsam gewordene Politiker.

In Bitlis, nahe dem Van See, der sechsmal größer als der Bodensee ist, lernte ich Herrn N. kennen. Er war Serbe,



Kurdinnen zu fotografieren ist meist nicht leicht. Entweder sie laufen überhaupt davon, oder aber sie stellen sich stramm wie Soldaten in Positur

In Türkisch-Mesopotamien leben viele Araber. 100 km weit müssen sie oft ihre Braut in einer Sänfte zum Stammeszelt bringen

wuchs als Sohn eines Gärtners in Stambul auf, war Partisan unter Tito, KZler in Mauthausen und wurde nach Kriegsende aus Österreich ausgewiesen. Da er aber in der Türkei noch Bruder und Schwester wohnen hatte, gelang es ihm nach zweijährigem Aufenthalt — erst in einem italienischen Flüchtlingslager, dann im Irrenhaus von Aversa —, wieder in die Wahlheimat seines Vaters zurückkehren zu dürfen. Allmählich aber wurde er auch den Türken verdächtig, und sie verschickten ihn nach Bitlis. Dort wartete er, bis man ihm wieder über den Weg traut. Wohnte er auch in einem Gasthaus, dem einzigen des Ortes, so war sein Los keineswegs beneidenswert. Aus Langeweile schrieb er seine Memoiren. Mir stellten sich die Haare auf, als ich sie las, nachdem er sie mir kurz vor seinem Tod vor zwei Wochen geschickt hatte.

Haß gegen Rußland

Bitlis und die Orte um den Van See tragen noch die Spuren des ersten Weltkrieges, als die Russen bis hierher vordrangen und durch Artilleriefeuer das meiste in Trüm-





Die Brücken über Flüsse in Armenien sind oft noch von den Mongolen erbaut, die Jahrzehnte hindurch ein Schreckensregiment führten und ganze Städte ausmordeten

Der Euphrat bildet die Grenze zwischen der West- und Osttürkei. Nur mit Sondergenehmigung darf man dieses Gebiet betreten. Einer der Übertrittsorte dieser imaginären Grenze liegt bei Biredschik

Landschaft bei Urgüb in Inneranatolien

mern legten. Deshalb ist auch in keinem anderen Landstrich der Haß gegen den großen Nachbarn so heftig wie hier.

Wäre nicht die lange Anfahrt, würde sich die Türkei bald zu einem beliebten Reiseland entwickeln — trotz Mangels an ordentlichen Gasthäusern und der um Fremde stets besorgten Polizei. Feinsandige Küsten mit den imponierenden Ruinenstädten aus der Zeit, als es noch das Königreich Armenien gab, dessen Herrscher vom Erzbischof in Köln inthronisiert wurden, Gebirge mit Gletschern oder gletschergleichen Versinterungen, Flüsse, an dessen Ufern griechische Tempel in den Himmel ragen: dies alles und die unglaublich billige Lebensweise wären schon dazu angetan, für einige Wochen dem teureren Europa zu entfliehen. Außerdem gibt es bei Bursa, das die Gräber der ersten Osmanensultane birgt, ein vorzügliches Skigebiet und am Schwarzen Meer ebenso gute Badegelegenheiten. Was aber am reizvollsten ist, ist die große Herzlichkeit, mit der die Türken dem Deutschen begegnen. Es ist gleichsam ein „Sesam, öffne dich!“, einem Türken auf die Frage nach dem Woher zu antworten, man sei Deutscher. Dann möchten sie einen am liebsten umarmen, und die Versicherung „Alemania — türkiye kardesch“ — „Unsere deutsch-türkische Freundschaft!“ wird immer wieder betont.

Natürlich, wer in der Türkei zu arbeiten hat, darf an seine Kollegen nicht denselben Maßstab legen wie daheim. Bis ein Türke, der bisher nur Büffelkarren über die Landstraße trieb, kapiert, daß eine Schraube rechts hineingedreht wird, das dauert eine Weile, und Landsleute, die bei Kütahia etwa eine Zuckerfabrik bauten, erzählen eher verzweifelt als begeistert von ihren Erfahrungen. Jedoch ist der türkische Städter ein ebenso geschickter Mechaniker wie aufgeweckter Installateur. Und ist er überdurchschnittlich begabt, dann ist es bestimmt ein christlicher Armenier. Nichtsdestoweniger: ich würde schon morgen wieder nach Anatolien fahren wollen — trotz allem.



Das Rätsel

Lösungen aus dem Juniheft

Lösung des magischen Quadrats

1. Agram, 2. Ghana, 3. Ranke, 4. Anker, 5. Maerz.

Lösung des Diagonalrätsels

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Sen, 2. Hades, 3. Douro, 4. Laute, 5. Borte, 6. Torte, 7. Panne, 8. Kante, 9. Tau. Von der Zahl nach links unten: 3. das, 4. Loden, 5. bauen, 6. Tours, 7. Porto, 8. Karte, 9. Tante, 10. Tanne, 11. Ute.

Lösung des Silbenrätsels

1. Nasser, 2. Unglueck, 3. Robespierre, 4. Darbietung, 5. Engerling, 6. Rhone, 7. Verdi, 8. Esperanto, 9. Ruhrgebiet, 10. Distel, 11. Invasion, 12. Emmen-taler, 13. Neugier, 14. Teilhaber, 15. Speichel, 16. Inschrift, 17. Cocha-bamba, 18. Hunsrueck, 19. Fleischer, 20. Rosemarie, 21. Erker, 22. Intrige, 23. Humor, 24. Einbaum, 25. Inserat, 26. Terrine, 27. Weinbrand, 28. Imam, 29. Edmund, 30. Duesseldorf, 31. Auf-satz.

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der taeglich sie erobern muß.“

Lösung des Verwandlungsrätsels

EIFEL — LEIER — NIERE — RHEIN — RHOEN

Magisches Quadrat

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Die Buchstaben

a — a — a — a — e — e — e — e —
g — g — l — l — m — m — n — o —
o — r — r — r — s — s — s — t — t
sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlau-tende Wörter nachfolgender Bedeu-tung entstehen:

Waagerecht: 1. Geschäft, berufs-mäßige Tätigkeit, 7. Stadt in Süd-spanien, 13. griechischer Buchstabe, 14. geistesgestört, 15. Raubfisch, 16. Teil des Baumes, 17. unsere Werkzeug-schrift, 21. Rundfunksender der USA-Streitkräfte, 22. Himmelsrichtung, 23. Schutzbau der Vögel, 26. Gebetswort, 29. berühmter portugiesischer Seefah-

1. der letzte Buchstabe des griechi-schen Alphabets, 2. Sitte, Sittlichkeit, 3. männlicher Vorname, 4. enge Straße, 5. Lebensabschnitt.

Zerlegerätsel

„DER MENSCH LEBT NICHT VOM BROT ALLEIN“

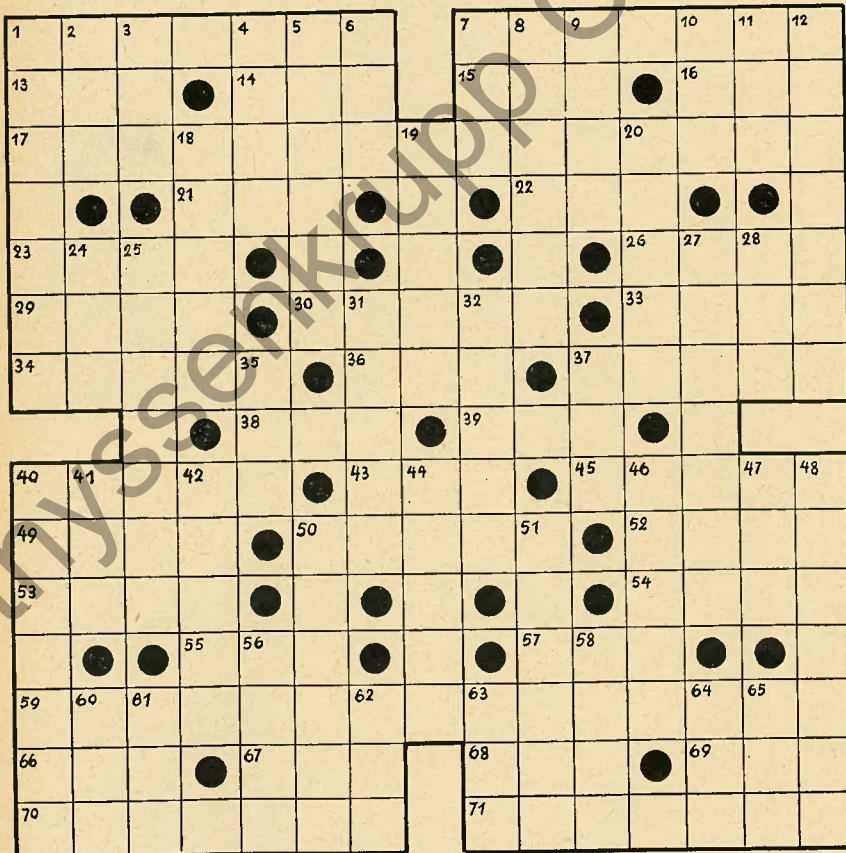
Aus den 31 Buchstaben des vor-ge-nannten Zitates sind fünf Wörter nachstehender Bedeutung (Buchstaben-zahl in Klammern) zu bilden:

- Teil des Messers (8)
- Musikinstrument (7)
- Stadt in Kärnten (7)
- geschnittenes Holz von geringer Stärke (5)
- deutsche Bundeshauptstadt (4)

Kreuzworträtsel

30. linker Nebenfluß der Seine, 33. Markgraf der Ostmark unter Otto dem Großen, 34. Ätherverbindung, 36. Name zweier Flüsse in Schottland, 37. Scheitelpunkt der Himmelskugel, Gip-felpunkt, 38. türkischer Männername, 39. internationale Flüchtlingsorganisa-tion, 40. schnell, eilends, 43. Abk. für Lastenausgleichsgesetz, 45. See in Ka-relien, 49. germanisches Schriftzeichen, 50. menschliche Tonfigur, 52. Blut-gefäß, 53. Ackergerät, 54. italienischer Barockmaler (1575—1642), 55. Badeort in Belgien, 57. Verneinung, 59. deut-sches Mittelgebirge, 66. Ausruf, 67. englischer Tennisausdruck, 68. türki-scher Titel, 69. britische Insel in der Irischen See, 70. Urbewohner Deutsch-lands, 71. Verzinsung, Zinsertrag.

Senkrecht: 1. Teil der Schraube, 2. französisch: Sommer, 3. Fragewort, 4. Felsenklippe, 5. englischer Brannt-wein, 6. Tiroler Passionsspielort, 7. Vorfahre, 8. Stadt in Pakistan, 9. im zweiten Weltkrieg umkämpfter Fluß in der Ukraine, 10. Titel, 11. Form des Zeitworts „sein“, 12. Beschwerde beim Luftholen, 18. Vorderfuß des Raub-tieres, 19. Flachland, 20. Stockwerk, 24. Gefrorenes, 25. Statut, Gesetz, 27. Stadtteil von Dortmund, 28. Schuhputz-mittel, 31. seltener männlicher Vor-name, 32. Rest, Überbleibsel, 35. abes-sinischer Titel, 37. Tierpark, 40. Wochentag, 41. Lüge, 42. sandiges Nordseeküstenland, 44. Lebens-abschnitt, 46. rechter Nebenfluß des nördlichen Bug, 47. Träger der Erb-anlage in den Keimzellen, 48. Tochter des kretischen Königs Minos, 50. Ge-ländevertiefung, 51. Zirkusreitbahn, 56. Adria-hafen in Istrien, 58. Hochland in Vorderasien, 60. europäische Wirt-schaftskommission der UNO, 61. Zeit-messer, 62. weiblicher Vorname, 63. gekocht, fertig zubereitet, 64. Kurz-form für Amerikaner, 65. frühere let-tische Münzeinheit.



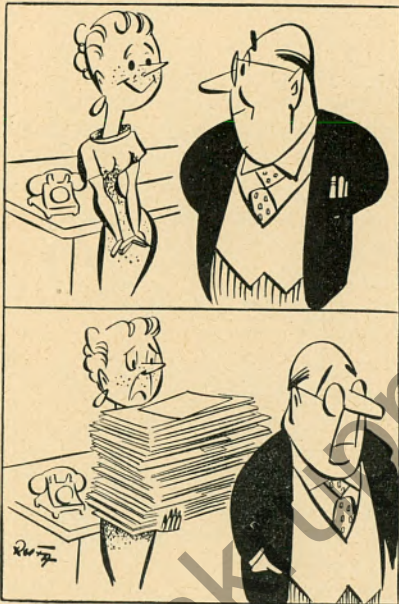
Das ist ja zum Lachen



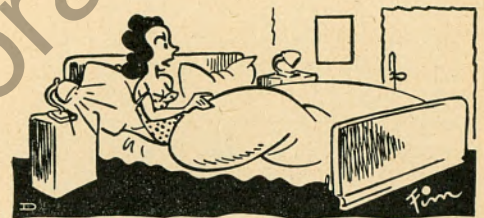
„Natürlich, Georg, bist du der Herr im Haus und bezahlst die Rechnungen, aber wenn ich nicht wäre, gäbe es gar keine zu bezahlen.“

„Haben Sie heute abend schon etwas vor, Fräulein Helene!“

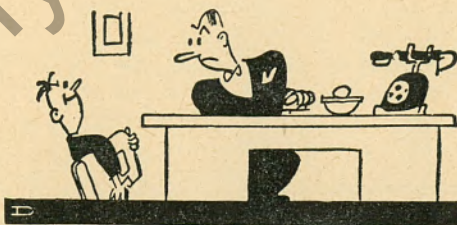
„Nein, Herr Chef!“



„Dann erledigen Sie freundlichst noch diese Post!“



„Als ich verlobt war, habe ich die halbe Nacht gegessen und gewartet, daß er geht — jetzt sitze ich die halbe Nacht und warte, daß er kommt...!“



Lehrling: „Das Kassenbuch habe ich zehnmal addiert!“

Chef: „Das ist brav, mein Junge, das freut mich!“

Lehrling: „Soll ich Ihnen die zehn Resultate bringen?“



„Wenn der Wecker jetzt nicht bald klingelt, komme ich noch zu spät ins Büro!“

Der Hüttenkieker

Hüttenkieker will berichten
heut' von einer Moritat,
die in einem Werksgebäude
jüngst sich zugetragen hat.
Weislich wird er euch verschweigen,
ob es Mann war oder Frau...
(Nachher sagt man noch, er petze.
Halt dich 'raus da, Mensch, sei schlau!):
Reinlichkeit ist eine Zierde,
darum werden auch geputzt
Treppen gern mit grüner Seife,
wenn sie oft und viel benutzt.
Wenn ein Mensch auf so geputzter
Treppe einmal gleitet, rutscht,
kann es gar zu leicht passieren,
daß er sich was pufft und quutscht.
Hier in dem speziellen Falle
gab's dem Steißbein einen Stoß
fünfmal, denn auf jeder Stufe
schlug es auf. Der Schmerz war groß.
Wenn man sich auf diese Weise
eine Treppe 'runtersetzt,
ist man, unten angekommen,
über den Befund entsetzt.
Und man schleicht zu seinem Platze,
tapfer zwar, doch nicht erstarkt,
grünlich-blaß... Besorgt fragt einer:
„Haste vielleicht Herzinfarkt?“ —
„Nein, ich fiel die Treppe 'runter,
stufenweise, auf dem...“
Ach, da lacht die ganze Meute:
„Ein Betriebsunfall, hoho!“

Wer in Schaden kommt hinein,
kriegt den Spott noch obendrein.

Sagt, hat der, dem das geschehen,
daraufhin wohl noch den Mut,
vor den Röntgenschild zu gehen,
wie man's sonst bei Unfall tut?
Er verbeißt den Schmerz. Die Stelle
färbt sich rot und gelb und blau.
Zeigen später sich Beschwerden,
wer kennt noch den Tag genau?
Jeder, der in „Erster Hilfe“
einen Kursus absolviert,
weiß, man muß es melden, röntgen,
wenn wo irgendwas passiert.
Willst du Rente, dann beweise
erst, daß es ein Unfall war:
Was du schwarz auf weiß besitzt,
zeige vor, dann kommst du klar.
Denn der Kampf mit den Behörden,
oh, das ist ein schlechter Spaß...
Tu, was nötig. Laß die andern
lachen, sag, was schert dich das?

Hast du alles recht gemacht,
zeigt sich's, wer am besten lacht.

Wie gefährlich unser Leben,
sieht man alle Tage mehr.
Darum kriegt jetzt jeder Lehrling

bei uns eine „Unfallwehr“.
Lkw, Elektrokarren
stoßen uns mit Schriften drauf,
Polizeifilm zeigt im Festsaal:
„Im Verkehr die Augen auf!“

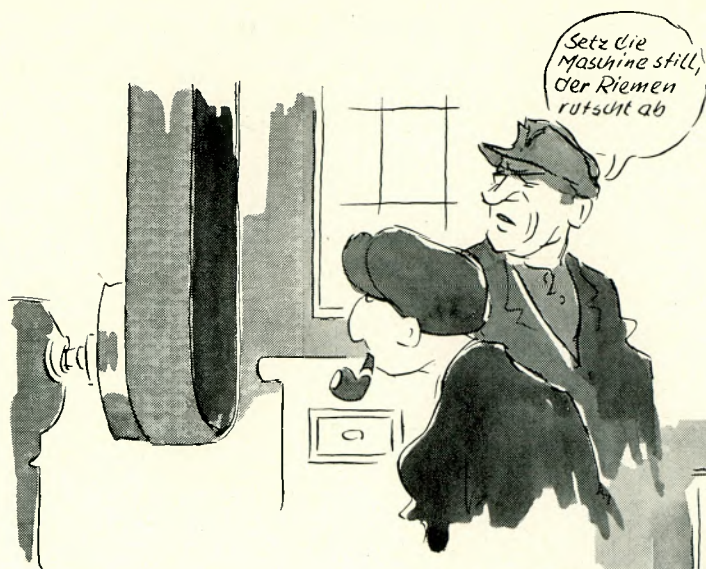
Steigt die Wegeunfallziffer,
wie uns die Statistik weist,
muß man doppelt Vorsicht üben,
auch, wenn man in Urlaub reist.
Fern von seinen Alltagspflichten
ist der Mensch ja leicht enthemmt,
und wer achtet auf den Weg noch
viel, wenn er froh einen stemmt?
Fällt man, leidet Arm und Bein doch
nicht dabei den herbsten Schmerz,
denn wer urlaubshalber strauchelt,
der gefährdet meist sein Herz:
Dem, der urlaubstauglich, erscheint selbst
die Antarktis nicht zu fern.
Ging es technisch schon, er reiste
auch auf einen andern Stern.

So, des Kohlenpottes müde,
zieht erwartungsvoll man aus:
„Tschüß, Kollege! Ja, ich schreib mal.“
(Armes Würstchen, bleibst zu Haus!)
„Na, was kost' die Welt?“ kann fragen,
wem das Portemonnaie noch voll.
Menschen, die uns dann begegnen,
„ihm“ ist's Venus, „ihr“ Apoll...
Nach der ersten Woche schrumpfen
solche Urlaubsgötter ein.

Leicht ernüchtert, denkt man heimlich:
„Immer möcht' ich hier nicht sein.“
Man verfaßt auch Kartengrüße,
mal in Prosa, mal im Reim.
Hast du wirklich hingeschrieben:
„Mehr erzähl' ich, komm' ich heim.“
Ja, da steht's. Du hast den teuren
Feriengastsein-Rummel satt.

Du beneidest den Kollegen,
der jetzt keinen Urlaub hat!
Nun den Angeber zu spielen,
das behagt dir auch nicht recht,
weil du's tief im Innern spürest:
Irgend etwas war nicht echt...
Daß vom Fernweh fortgerissen, jüngst,
dein Herz (bis hin zum Mond!),
erst im Kohlenpott, geborgen,
schlägt es wieder wie gewohnt.
Ausgestreckt im eignen Bette,
denk an manches, was dir lieb
hier zu Haus und in der Straße
und — sei ehrlich! — im Betrieb.
Wenn Klamotten du und Knifften
morgen in dein' Spind du räumst,
stört dich keiner dabei, daß du
wiederum von Urlaub träumst.

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'!



LAPPES

AUSM MARTINWERK

Da haste ja ne' schöne Mausefalle gebaut



Will man etwas ausprobieren
Darf man nicht improvisieren.
Aufbau sollst du nichts zum Schein,
Es muss Werkmannsarbeit sein

Riemen, sind sie noch so klein,
Müssen ausgerichtet sein,
Vorrichtungen dieser Art,
Heisst am falschen End' gespart



H. Kalisch

Überlegung vor der Arbeit-
erspart Schäden nach der Arbeit.



ARBEITE MIT VERSTAND!